Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

304
M75
v.17

MONOGRAPHIEN ZUR
FRAUENKUNDE UND KONSTITUTIONSFORSCHUNG
FORTSETZUNG DER MONOGRAPHIEN ZUR FRAUENKUNDE
UND EUGENETIK, SEXUALBIOLOGIE UND VERERBUNGSLEHRE
HERAUSGEGEBEN VON DR. MAX HIRSCH, BERLIN

NR. 17

DIE BEHAARUNG DES MENSCHEN

Eine sexual- und konstitutions-wissenschaftliche Abhandlung

VON

DR. OSKAR F. SCHEUER
WIEN
HAUTARZT, FACHARZT FÜR SEXUALSTÖRUNGEN UND GESCHLECHTSLEIDEN

MIT 17 TEXTABBILDUNGEN

1 9 3 3

LEIPZIG · VERLAG VON CURT KABITZSCH

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE

CLASS 304
BOOK M75
vol 17

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MONOGRAPHIEN ZUR
FRAUENKUNDE UND KONSTITUTIONSFORSCHUNG
FORTSETZUNG DER MONOGRAPHIEN ZUR FRAUENKUNDE
UND EUGENETIK, SEXUALBIOLOGIE UND VERERBUNGSLEHRE
HERAUSGEGEBEN VON DR. MAX HIRSCH, BERLIN

NR. 17

DIE BEHAARUNG DES MENSCHEN

Eine sexual- und konstitutions-wissenschaftliche Abhandlung

VON

DR. OSKAR F. SCHEUER
WIEN
HAUTARZT, FACHARZT FÜR SEXUALSTÖRUNGEN UND GESCHLECHTSLEIDEN

MIT 17 TEXTABBILDUNGEN

1 9 3 3

LEIPZIG · VERLAG VON CURT KABITZSCH

UNIVERSITY OF MINNESOTA

Digitized by Google

SÄMTLICHE RECHTE,
INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN
PRINTED IN GERMANY

DRUCK DER OFFIZIN HAAG-DRUGULIN AG. IN LEIPZIG

Digitized by Google

304
M75

Vorwort

Die vorliegende Arbeit stellt den ersten Versuch dar, ein vieldimensionales Gebiet der Konstitutionsforschung und Menschenkunde, die Behaarung des Menschen, insbesondere die Sexualbehaarung des Mannes und des Weibes, nicht nur vom anatomischen, physiologischen und anatomisch-pathologischen, sondern auch vom biologisch-anthropologischen und nicht zuletzt vom ethnologischen und kulturhistorischen Standpunkte aus in zusammenfassender Weise zur Darstellung zu bringen. Wir verstehen mit Pinkus unter „Sexualbehaarung" den Bart des Mannes und die Achsel- und Schambehaarung bei beiden Geschlechtern. Da sich aber auch zwischen Kopfhaar und Sexualsphäre mannigfache Beziehungen nachweisen lassen, haben wir auch jenes in unsere Darstellung mit einbezogen. Neben eigenen Publikationen (s. Literaturverzeichnis) haben wir in unserer Monographie alle Fortschritte der Fachwissenschaft verarbeitet und den zahlreichen, allenthalben zerstreuten Spezialarbeiten, insoweit sie für das Ziel der Haarforschung und der Sexualwissenschaft und nicht zuletzt der Frauenkunde von Bedeutung sind, ein geistiges Band zu geben versucht, das die Voraussetzung für eine wissenschaftliche Betrachtungsweise und Verwertung unserer Arbeit bedeutet.

Dr. O. F. Scheuer.

564601

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

Vorwort Seite

I. Die Behaarung des Menschen (Allgemeines) 1

II. Die Arten des Haares 2

III. Die Rassenunterschiede der menschlichen Behaarung 5

IV. Die Entstehung des Haarkleides des heutigen Menschen 9

Die Enthaarung des Menschen und ihre Ursachen 9

Die Terminalhaarfelder und die Ursachen ihrer Entstehung und Ausbreitung 13

V. Die physiologischen Funktionen der menschlichen Haarfelder. 17

VI. Das Kopf- oder Haupthaar. 19

VII. Die Glatzenbildung 20

VIII. Die Beziehungen des Kopfhaares zur Sexualsphäre 22

Die Haartracht 23

Haar und Regenerationskraft 24

Die Farbe des Haupthaares 26

Die sexuell-taktile Wirkung des Haupthaares 27

Die Kopfhaare als erotische Duftpinsel 28

IX. Die Sexualbehaarung 30

X. Das Barthaar 31

Die physiologischen Funktionen des Männerbartes 34

Der Frauenbart 40

Die pathologischen Grundlagen des Frauenbartes 43

XI. Die Achselhaare 55

Die Farbe der Achselhaare 56

Die physiologischen Funktionen der Achselhaare 57

Der Duft der Achselhaare 59

Achselhaarfetischismus 61

XII. Die Schamhaare 61

Die virile Genitalbehaarung bei Frauen 64

Abnormer Haarwuchs der Genitalgegend und Pubertas praecox . . 66

Die mangelhafte Behaarung der Schamgegend 67

Die Farbe der Schamhaare 71

Die physiologischen Funktionen der Schamhaare 72

Die Schamhaare als erotische Duftpinsel 77

Die Schamhaare als sexuell-optisch wirksame Schmuckbildung . . . 79

Die Sitte der Depilation der Schamhaare 80

Schamhaarfetischismus 85

Schamhaar und Liebeszauber 86

Literatur 88

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Die Behaarung des Menschen

(Allgemeines)

Der Mensch ist unter allen Primaten, worunter wir die höchste Ordnung der Säugetiere zu verstehen haben, am wenigsten behaart; ja man kann seine Haut fast als eine glatte bezeichnen. Außer dem Haupte sind in der Regel die Scham- und Achselhöhlengegend mit stärkerem Haarwuchs versehen, wozu beim Manne auch noch der Bart zu zählen ist. Bei genauerem Studium der Hautbildung des Menschen zeigt sich jedoch, daß die Haarfollikel über die ganze Körperoberfläche sich erstrecken, ja daß die Anordnung der Haare auf der Haut des Menschen trotz ihrer Spärlichkeit und der Feinheit der meisten Haare vollkommen der bei der dichten Behaarung der Pelztiere entspricht. Abgesehen von den eben genannten Haaren in der Genitalgegend, in den Achselhöhlen und dem männlichen Bart — man bezeichnet alle diese Haare als Sexualbehaarung (Pinkus) — kommt es beim männlichen Geschlecht auch noch zu einer starken Haarentwicklung an der vorderen und hinteren Rumpfseite, wie namentlich an der Brust und am Bauch sowie am Gesäß, am Nacken und den Extremitäten (Wiedersheim, Schultze-Hirsch).

Schon diese endgültige Behaarungsform des Kulturmenschen allein berechtigt uns anzunehmen, daß unsere Vorfahren vor Zeiten einmal eine allgemeine mehr oder weniger dichte Körperbehaarung gehabt haben, wie sie auch die allermeisten andern Säugetiere aufweisen. Doch findet diese unsere Ansicht eine gute Stütze auch in dem Umstand, daß der menschliche Embryo auch beim Kulturmenschen zwischen dem 5. und 7. Monat an seinem Körper ein Haarkleid (Lanugo) trägt, das bei gewissen Naturvölkern oder sogenannten primitiven Volksstämmen, wie z. B. bei den Papuas bis in die Kindheit hinein und bei den kulturell noch tiefer stehenden afrikanischen Pygmäenzwergen durch das ganze Leben erhalten bleibt (B. Hagen, Neuhauss u. a.).

Digitized by Google

Begegnet uns bei den sog. Kulturvölkern ausnahmsweise ein Fall solcher vollen Behaarung oder auch nur Behaarung an ungewöhnlichen Stellen des Körpers, so wird diese Abnormität als ein partielles Wiederaufleben oder Persistieren früherer Entwicklungsstadien der Menschheit gedeutet.

II. Die Arten des Haares

Zum besseren Verständnis des Gesagten wie auch unserer weiteren Darlegungen ist es nötig, hinzuweisen, daß das menschliche Haarkleid in den verschiedenen Lebensaltern in drei Formen auftritt, worüber wir H. Friedenthal[1] ausführliche lehrreiche Mitteilungen verdanken. Darnach vollzieht sich der normale Wechsel des menschlichen Haarkleides in drei Etappen: als sog. Wollhaarkleid (Flaum-, Primär-, Fötal- oder Embryonalbehaarung, Lanugo), als Kinderhaarkleid und als Altershaarkleid (Dauerhaar-, Endhaar- oder Terminalhaarkleid).

Im Fötalleben entwickelt sich das nur aus Wollhaaren bestehende Primärhaarkleid allmählich über den ganzen Körper mit Ausnahme einzelner dauernd haarlos bleibender Partien (Hand- und Fußflächen, freie Oberfläche der Augenlider, des Nabels, des roten Lippenrandes, der Glans penis und der Clitoris sowie der Innenfläche der Vorhaut und der kleinen Schamlippen). Charakteristisch für dieses Primärhaarkleid ist die annähernd gleichartige Ausbildung aller Körperhaare, die entweder in Einzelstellung oder in Gruppen zu 2 oder 3 aus der Haut hervorbrechen. Der Gipfelpunkt dieser Behaarung wird ungefähr im achten Fötalmonat erreicht und soll nach Halban[5] auf den Übergang von Placentastoffen auf die Frucht zurückzuführen sein.

Aber schon während der Ausbreitung des Wollhaares über den Körper beginnt an den zuerst behaarten Hautstellen eine Ausstoßung der Primärhaare.

Nach Ausstoßung derselben heben sich die Wimpern, Augenbrauen und Kopfhaare, ohne ihren Wollhaarcharakter ganz aufzugeben, allmählich durch stärkeres Längenwachstum, größere Dicke und intensivere Pigmentierung den zurücktretenden reinen Wollhaaren gegenüber deutlich ab. Auf diese Weise hat sich schon intrauterin das Kinderhaarkleid zu entwickeln begonnen, wie es der Neugeborene mitbringt. Dieses Haarkleid, das im allgemeinen seinen Wollhaarcharakter bewahrt und nach und nach das pri-

Digitized by Google

märe Wollhaar verdrängt, ist also ausgezeichnet durch Ungleichmäßigkeit der Haarentwicklung infolge Reduktion an bestimmten und Steigerung des Haarwuchses an anderen Stellen. Reduziert ist die einstige universelle Gleichmäßigkeit des Wollhaarpelzes, gesteigert ist der Haarwuchs an den obengenannten Bezirken: Kopf, Wimpern und Augenbrauen.

Durch diese Verschiedenheit des Haarwuchses stechen von jetzt ab die sogenannten behaarten Partien deutlich hervor gegen die sogenannten unbehaarten, obschon diese zum großen Teile zeitlebens Wollhaare tragen. An den behaarten Stellen kommt es im Gegensatz zu früher zu einer längeren Lebensdauer der einzelnen Haare. An Stelle der vergänglichen Wollhärchen haben sich hier die sogenannten Dauerhaare entwickelt, obwohl auch jetzt noch ein stetiger Haarwechsel stattfindet.

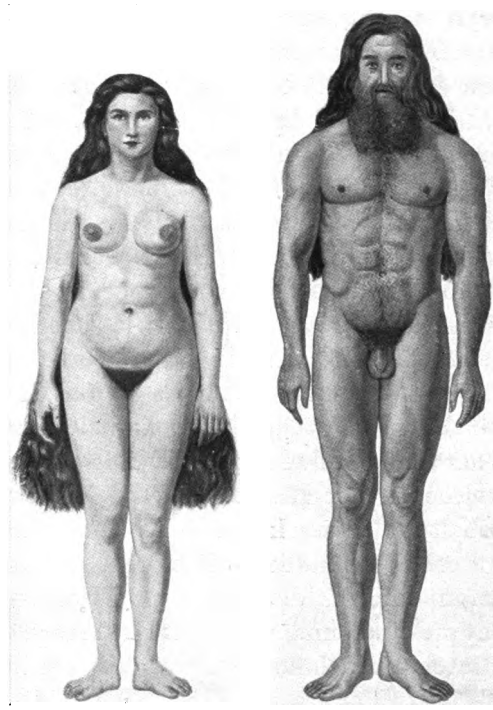


Abb. 1. Normale Körperbehaarung von Mann und Weib. (Nach Friedenthal.)

Diese Tendenz zu örtlicher Verschiedenheit in der Ausbildung der Haare bleibt im allgemeinen bis ans Lebensende bestehen. Sie führt allmählich zur Entwicklung der Terminalhaare, obgleich bei einer großen Anzahl von Menschen, sei es aus pathologischen Gründen, sei es auf rassischer Grundlage, das für die Jugendperiode charakteristische Haarkleid nicht nur bestehen bleiben, sondern sogar eine beträchtliche Weiterbildung erfahren kann, wie das allgemeine Wollhaarkleid der unter dem Namen der „Hundemenschen", „Haarmenschen" usw. bekanntgewordenen Fälle und der schon oben erwähnten Zwergvölker Innerafrikas, der Pygmäen, beweist. Es handelt sich hier, wie schon A. Ecker

Digitized by Google

betonte, um Hemmungsbildungen des Haarkleides, d. h. um ein Stehenbleiben und Weiterwachsen des fötalen Wollkleides, der Lanugo, im postembryonalen Leben, eine Anomalie, die man als Hypertrichosis lanuginosa bezeichnet.

Das Kinderhaarkleid besteht in voller Reinheit nur bis zur Pubertät, dann beginnen die Terminalhaare zunächst am Schamberg, in der Achselhöhle und beim Manne auch an den Lippen, am Kinn und den Wangen zu wachsen. Sie nehmen beim Manne dann ständig an Terrain zu, ergreifen Brust und Nacken, Bauch, Gesäß und Extremitäten usw., während bei der Frau die Kinderbehaarung sich auch nach der Geschlechtsreife erhält, im Gesicht z. B. als „pfirsichartiger Flaum der Wange" (Friedenthal[1]) erscheint, um von nun an in dem jugendlichen, der Behaarung des 15—16jährigen Jünglings entsprechenden Typus bis über die Menopause bestehen zu bleiben. Mitunter findet sogar eine Rückbildung des weiblichen Flaumhaares statt, so daß das erwachsene Weib schwächer behaart erscheint als das Kind es war. Unter schwächer behaart ist hier, wie schon Pinkus hinweist, nicht zu verstehen, daß weniger Haare vorhanden sind, sondern daß das Einzelhaar feiner, kürzer ist als das Kinderhaar. Denn zugrunde geht kein Haarfollikel, der einmal embryonal angelegt war, wenn auch viele Follikel nicht mehr imstande sind, Haare zu produzieren, welche an der Hautoberfläche sichtbar werden. Durch die Beibehaltung dieses kaum sichtbaren Flaumkleides besitzt die Frau ein sehr empfindliches Tastorgan zur Aufnahme von Berührungsempfindungen, die mit ihrem Geschlechtsempfinden innig verknüpft sind, und wird die Hautoberfläche der Frau in ihrer gesamten Ausdehnung zum Unterschied von der dauerhaarreichen Haut des Mannes zur „erogenen Zone". Die Hauterotik des Weibes ist eine viel ausgesprochenere als die des Mannes, denn die Beibehaltung der Flaumbehaarung der Frau bedeutet Steigerung der Erregbarkeit des Zentralnervensystems durch die Fülle der Hautnervenreize. Daher kann bei der Frau jeder Körperteil erogen wirken (Scheuer[5]).

Wollhaarkleid, Kinderhaarkleid und Terminalhaarkleid — das Terminalhaar ist durch die Vergrößerung aller seiner Dimensionen, durch das Auftreten eines sein Inneres durchziehenden Markzylinders, durch eine stärkere Pigmentierung, durch eine weit längere Lebensdauer sowie durch eine größere Variationsbreite gegenüber dem Wollhaar gekennzeichnet (Friedenthal[1]) —, die drei Haarkleider des Menschen also, gehen zeitlich so ineinander

Digitized by Google

über, daß ein Auseinanderhalten nicht leicht fällt, zumal auch morphologisch fließende Übergänge bestehen. Überhaupt wird die Endform beim Menschen und namentlich beim Weibe erst spät erreicht im Gegensatz zu vielen Tieren.

Die Ursache der Terminalbehaarung überhaupt kennen wir ebensowenig wie die Ursache ihrer nach Geschlechtern verschiedenen Wachstumsformen. Da die Entwicklung von Terminalhaaren zeitlich mit der Reifung der Geschlechtsprodukte im Hoden und Eierstock zusammenfällt, so scheinen, wie Friedenthal[1] meint, Stoffwechselschlacken der Geschlechtsorgane eine das Terminalhaarwachstum auslösende Wirkung zu haben. Aber auch schon vor der Zeit der Geschlechtsdrüsenfunktion sollen nach Jickeli gewisse Abfallstoffe des Stoffwechsels den Körper durch die Haut verlassen und dort das Haarwachstum befördern. Schein[1] ist der Ansicht, daß die Behaarung und der Haarmangel an verschiedenen Stellen des menschlichen Körpers mit den Spannungs- und Wachstumsverhältnissen der Haut zusammenhänge, so daß der Haarwuchs sich dort einstelle, wo die Haut im Oberflächenwachstum zurückbleibt ,und zwar in dem Maße, als eine Hautpartie im Verhältnis zum umgebenden Hautgebiet im Oberflächenwachstum zurückbleibt. Denn die im Oberflächenwachstum zurückbleibende Hautpartie wird verhältnismäßig besser ernährt und der Ernährungsüberschuß zum Haarwachstum verwendet.

III. Die Rassenunterschiede der menschlichen Behaarung

Die Beurteilung der menschlichen Behaarungsverhältnisse erfordert aber auch die Berücksichtigung der Rassendifferenzen, weniger in Bezug auf das Primärhaarkleid, bei dem Rassenunterschiede in kaum nennenswertem Ausmaße zu bestehen scheinen, als vielmehr hinsichtlich des Dauerhaarkleides, dessen Beschaffenheit bei den einzelnen Menschenrassen stark differiert. Ein Umstand, der für das Verständnis der Entwicklung und Beschaffenheit insbesondere der Sexualbehaarung in ethnographischer Beziehung von wesentlicher Bedeutung ist.

Da aber nicht nur Rassendifferenzen der menschlichen Behaarung bestehen, sondern auch die Haare zweifellos sich in allen ihren Verhältnissen ganz besonders zäh vererben, hat man immer wieder versucht, allein auf die Verschiedenheit des Kopfhaarwuchses eine Rasseneinteilung des Menschengeschlechtes zu be-

Digitized by Google

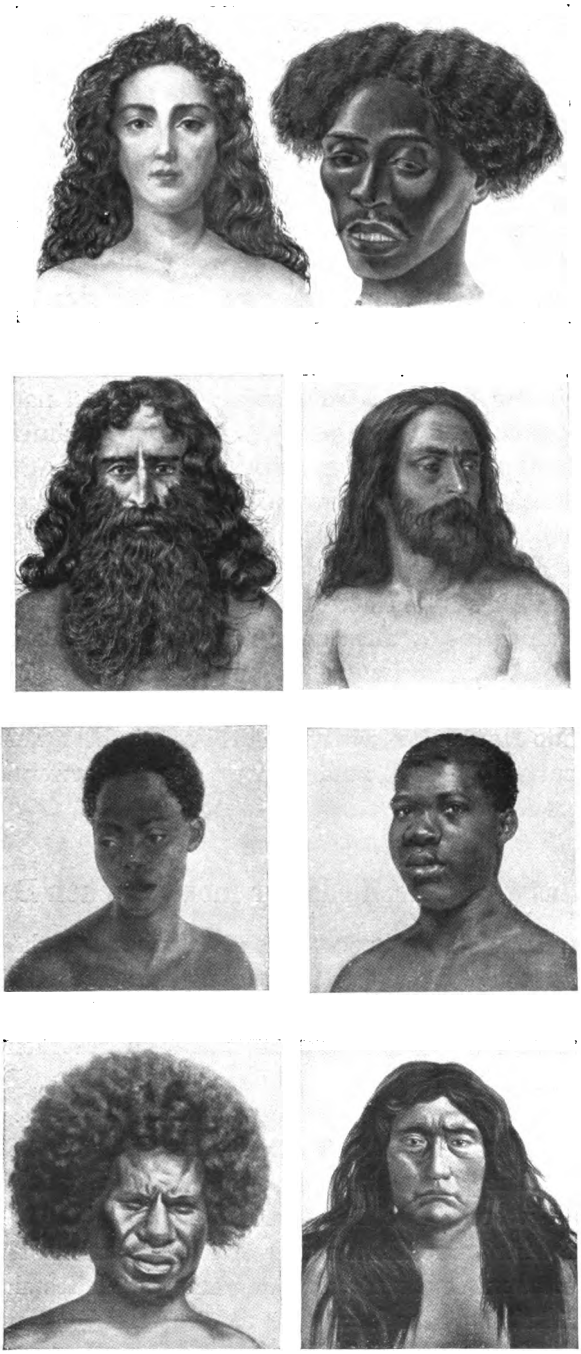


Abb. 2. Rassenköpfe verschiedener Rassen mit entsprechend verschiedenem Kopfhaarwuchs. (Nach Friedenthal.)

Digitized by Google

gründen. So hat z. B. Isidor Geoffr. St. Hilaire den Charakter des Haarwuchses am Kopfe zur Einteilung der Menschen in schlichthaarige (leiotrichi) und wollhaarige (ulotrichi) benutzt. Andere wieder, wie Friedrich Müller, hielten neben anderen Merkmalen den Querschnitt des Haupthaares als Rassenunterscheidungsmerkmal für wichtig. Alle diese Versuche waren aber unzureichend, da sie die Gesamtbehaarung unberücksichtigt ließen, und Bartwuchs und Körperhaar und die Geschlechtsverschiedenheiten der Behaarung, worauf Waldeyer schon 1884 aufmerksam machte, nicht in ihre Betrachtung eingliederten. Nun wissen wir nach Friedenthal[1], daß es Menschenrassen, welche zeitlebens nur das Lanugohaarkleid behalten, nicht gibt, ebensowenig Stämme, welche nur das Kinderhaarkleid zeigen, vielmehr kommt bei allen Menschenrassen Terminalhaar, allerdings in sehr verschiedenem Grade, zur Ausbildung. Da gibt es nun Volksstämme mit frühauftretender stärkerer Terminalbehaarung — zu diesen gehören außer der weißen Rasse noch einige vorderasiatische Gruppen, dann auch die Ainos und Australier — und haarärmere Rassen, wie die Neger, besonders aber die Indianer und Eskimos. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß das Haarsystem um so entwickelter erscheint, je heller die Haut ist. Daher erreicht die Kopf- und Sexualbehaarung bei der weißen Rasse ihre stärkste Entwicklung. Die dunklen Neger sind hingegen, wie G. Buschan in seiner „Menschenkunde“ ausführt, mit den kürzesten Kopfhaaren ausgestattet und ermangeln so ziemlich der übrigen Körperhaare (Sexualhaare). Die gelben und die roten

Abb. 3.
Mangelhaft entwickelte Terminalhaarfelder bei einer Negerin.
(Nach Czekanowsky.)

Digitized by Google

Rassen nehmen eine Mittelstellung ein, insofern sie wohl längere und dichtere Kopfhaare als die Europäer besitzen, aber der Haare am übrigen Körper noch entbehren. Bei der weißen Rasse sind die Kopfhaare des weiblichen Geschlechts länger als die des männlichen; sie erreichen bestenfalls bei unbeschränktem Wachstum beim Weibe die Länge von 75 cm. Das übrige Haarsystem ist hingegen beim Manne stärker ausgebildet. Bei den Vertretern der gelben Rasse sind die Haare beider Geschlechter gleich lang, die Sexualbehaarung, d. i. Bart, Scham- und Achselhaare, fehlen bei Männern; nur die Chinesen sind mit einigen bald längeren, bald kürzeren pinselartigen Haaren an der Oberlippe ausgestattet. Ein ähnliches Verhalten, sagt Buschan weiter, weisen in dieser Hinsicht die roten Rassen auf. Bei der schwarzen Rasse endlich ist das Kopfhaar beider Geschlechter gleich kurz; die Körperhaare fehlen hier fast gänzlich. Nur die schon früher erwähnten Ainos und Australier bilden eine Ausnahme, da sie am ganzen Körper dicht behaart erscheinen. Besonders die ersteren zeichnen sich durch eine geradezu üppige Behaarung aus, die sich nach Baelz auch auf die Frauen erstreckt.

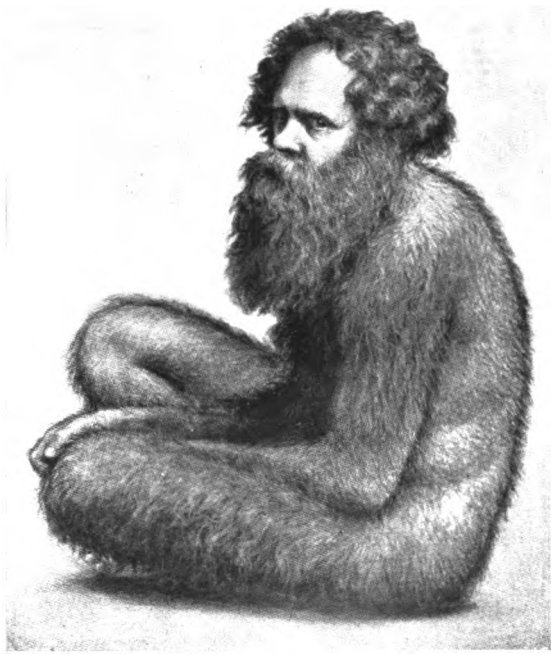


Abb. 4. Aino (Terminalhaarmaximum). (Nach Friedenthal.)

Wir sehen demnach, daß die Variationsbreite der Terminalbehaarung eine sehr große ist und zwischen spärlichem Wuchs und fellartigem Reichtum bei sonst anscheinend normalen Verhältnissen schwankt. Hierbei machen sich auch die phylogenetischen Beziehungen der Behaarung geltend, indem bei überreichem

Digitized by Google

Wuchse die Haarstellung in die bestimmter Affenformen übergeht. Friedenthal[1] nimmt an, daß die Vermischung der einzelnen Rassen untereinander und die wechselvollen Lebensbedingungen der verschiedenen Gesellschaftsschichten zur Entstehung der großen Variationsbreite beigetragen haben, und daß nicht die Gleichförmigkeit im Leben des Einzelindividuums, sondern die im Leben der Art für die Veranlagung zur Variabilität entscheidend ist. Nach E. Fischer spielt das Vorhandensein äußerer Wirkungen für die geographisch verschiedene Verteilung der Behaarung keine Rolle, sondern er hält sie für in der Erbmasse der betreffenden Rassen begründete Merkmale; auch die Unterschiede der Haarfarbe faßt er in diesem Sinne auf.

IV. Die Entstehung des Haarkleides des heutigen Menschen

Die Enthaarung des Menschen und ihre Ursachen

Wenn auch der Mensch anatomisch zu den „Haartieren" (Ranke) zu zählen ist, so ist seine Behaarung am größten Teil des Körpers eine so spärliche und feine und trägt so sehr das Gepräge des Rudimentären, daß es uns nicht wundernehmen kann, wenn dieselbe, wie Exner[1] betont, im allgemeinen weniger interessiert als die kaum zweifelhafte Enthaarung des Menschen, die dieser in längst vergangenen Generationen zur Zeit seiner Entwicklung aus einer niederen Säugetierform durchgemacht hat.

Über den Zweck und die eigentlichen Ursachen dieser fortschreitenden Verkümmerung einer ursprünglich die ganze Körperoberfläche betreffenden dichten Behaarung, aber auch über die Ursachen für die Ausbreitungsform des Terminalhaares, insbesondere seine auffällige Lokalisation an Schamberg und Achselhöhle, über den Zweck und die Funktion der Sexualbehaarung überhaupt sind viele Erklärungen versucht, viele Hypothesen aufgestellt worden.

Was nun die Frage des Verlustes des menschlichen Haarkleides anlangt, so weist Ch. Darwin in seiner „Abstammung des Menschen" zuerst auf eine Theorie hin, die den Haarverlust auf klimatische Einflüsse, insbesondere die Bestrahlung der Sonne, bezieht, ihn also in nähere Beziehung zum Wärmehaushalt bringt.

Digitized by Google

Der Aufenthalt des Menschen in tropischen Klimaten und die dort herrschende Sonnenwärme hätten die die Behaarung fördernden Kältereize vom Menschen ferngehalten und dadurch mit der Zeit die Verkümmerung und den beinahe vollständigen Verlust des Haarkleides herbeigeführt. Die Überlegung jedoch, daß die dem Menschen verwandten Menschenaffen ein starkes Haarkleid aufweisen, obwohl sie heiße Gegenden bewohnen, ließ ihn diese Hypothese verwerfen, um dafür den Gedanken der geschlechtlichen Zuchtwahl für die Erklärung des Haarverlustes heranzuziehen. „Der Verlust des Haares ist eine Unbequemlichkeit und wahrscheinlich auch eine Schädigung des Menschen, selbst in einem heißen Klima, denn er ist dadurch dem Sonnenbrande und plötzlichen Abkühlungen ausgesetzt, besonders bei feuchter Witterung ... Niemand ist der Ansicht, daß die Nacktheit der Haut des Menschen irgendwie von direktem Vorteil wäre: sein Körper kann daher nicht im Wege natürlicher Zuchtwahl der Haare entblößt worden sein." Daraus schließt nun Darwin, daß der Mensch die Haare durch die Geschlechtswahl im Dienst der Verschönerung verloren habe, und daß die Enthaarung ein auf diese Weise entstandener sekundärer Geschlechtscharakter sei. Was dahin zu verstehen ist, daß der Mann seine relative Haarlosigkeit dem Widerwillen der Frauen gegen dicht behaarte Männer zu verdanken hat. Gibt es doch z. B. in Neuseeland, wie Darwin zur Bekräftigung seiner Ansicht anführt, ein Sprichwort des Inhaltes: Für den haarigen Mann gibt es keine Frau. Der sexuelle Geschmack des Mannes muß dieselbe Richtung gehabt haben, er wird aber in dem Resultate der Zuchtwahl noch stärker zum Ausdruck gekommen sein, da die Männer immer mehr in der Lage waren, ihre Frau nach Geschmack zu wählen als umgekehrt. So entstand die noch vollständiger enthaarte Frau. Dieser Enthaarungsprozeß, meint Exner, gehe vielleicht heute noch vor sich, da „die wilden Völker und auch die zivilisierten, im Großen und Ganzen noch immer diesen Geschmack hegen".

Die Darwinsche Erklärung des menschlichen Haarverlustes mit sexueller Zuchtwahl ist nicht unwidersprochen geblieben. So meint u. a. Konrad Guenther:

„Daß die Haarlosigkeit nicht durch eine Gattenwahl zustande gekommen sein kann, sollte man schon daraus schließen, daß das embryonale Fell des Menschen schon gleich bei der Geburt und nicht erst bei erlangter Geschlechtsreife schwindet. Denn die sonstigen sogenannten sekundären Geschlechtscharaktere, das heißt Eigentümlichkeiten, die mit der Fortpflanzung in Zusammenhang stehen, ohne direkt an ihr beteiligt zu sein, erscheinen erst beim Übergang zur Mannbarkeit;

Digitized by Google

nach obiger Auffassung würde aber die nackte Haut des Menschen ein solcher Geschlechtscharakter sein, da sie das andere Geschlecht zur Liebe veranlassen soll. Die Haare des Menschen verschwinden aber nicht, sondern im Gegenteil, sie vermehren sich zur Zeit der Mannbarkeit, so unter der Achsel und in der Schamgegend, beim Manne außerdem noch im Gesicht (Bartwuchs). Manche Forscher haben denn auch wirklich vor allem diese Haare in Beziehung zum Geschlecht gesetzt und damit näher ans Ziel getroffen als andere, die ihnen allgemeine Bedeutung zuweisen zu müssen glauben."

Der Einwand Guenthers ist nicht ganz stichhaltig, da Darwin das Fehlen der Körperhaare nur als weiblichen sekundären Geschlechtscharakter auffaßt, weil ja tatsächlich „in der ganzen Welt die Weiber minder behaart sind als die Männer".

Ein zweiter Einwand stammt von Helbig. Er weist darauf hin, daß der Urmensch bei der Begattung wohl zunächst nur die Geschlechtsteile und deren nächste Umgebung beachtet habe. Dort aber habe das geschlechtsreife Weib einen Rest des Felles behalten. Man müsse also, um die Idee der geschlechtlichen Zuchtwahl in bezug auf die größere Kahlheit zu retten, annehmen, daß der Urmensch mehr ästhetisch, nicht besonders sinnlich gewesen sei und deshalb mehr den ganzen Körper der Frau auf sich habe wirken lassen. Das ist natürlich sehr fraglich. Das gleiche gilt von dem von E. Bergfeld vermuteten Zusammenhang zwischen der Verkümmerung der Horngebilde des Menschen, also seines Haarkleides, mit der Kieselarmut seiner Nahrung.

Viele Anhänger gewann die von W. Bölsche aufgestellte Theorie, wonach die relative Kahlheit der menschlichen Haut in Beziehung stehe zum Auftreten der künstlichen Bekleidung. „Das natürliche, organische Körperhaar ward überboten durch das künstliche, sozusagen das ‚Werkzeug-Haar'", sowohl als Kälteschutzmittel als auch bei der Reinhaltung und Ungezieferbekämpfung. Der eigene dichte Haarpelz wurde als lästig empfunden, und „Nacktheit wurde Ideal". Durch das Abscheuern der Leibeshaare zunächst an Schultern und am Rücken, durch Kurzschneiden und Ausrupfen derselben, wurde eine künstliche Enthaarung herbeigeführt, die dann als Schönheitsideal erschien. So kam es, daß bei der Liebeswahl die von der Natur schwächer behaarten Individuen bevorzugt wurden, und so wurde allmählich durch diese geschlechtliche Zuchtwahl eine immer haarlosere Rasse erzeugt, bis schließlich die heutige relative Kahlheit erreicht war.

Gegen diese Modifikation der Darwinschen Hypothese spricht sich besonders L. Löhner[1] aus. Und wenn man sich des Hinweises Rankes erinnert, wonach bei Völkern, die bekleidet gehen,

Digitized by Google

sich infolge des Hautreizes durch die Kleider und infolge der durch dieselben zurückgehaltenen Ausdünstungen eine meist stärkere Behaarung gegenüber derjenigen der meisten nackten Naturvölker konstatieren lasse, dann wird man dem Urteil Löhners, daß die Hypothese Bölsches kaum ernst genommen zu werden verdiene, nur zustimmen dürfen. Davon möchten wir allerdings nur jenen Punkt derselben ausnehmen, der den eigenen dichten Haarpelz als „einen wahrhaft höllischen Schutzboden für Ungeziefer" bezeichnet, weshalb er als lästig und die Nacktheit der Haut als großer Vorteil empfunden worden sei. Kam doch schon Belt, wie Darwin selbst hinweist, auf Grund seiner Erfahrungen in den Tropenländern zu der Erkenntnis, daß es in diesen Gebieten für den Menschen ein Vorteil sei, sich von der Menge Zecken (acari) und anderen Parasiten zu befreien, wie ja auch Lenz den positiven Auslesegrund für die Herausbildung der menschlichen Nacktheit in den Hautparasiten, besonders in den Körperläusen in ihrer Eigenschaft als Überträger gefährlicher Infektionskrankheiten sieht. Es sind das übrigens Gründe genug für die Annahme, daß die natürliche Zuchtwahl der sexuellen bei der Verkümmerung des menschlichen Haarkleides behilflich gewesen ist.

Nichtsdestoweniger ist es nicht wahrscheinlich, daß die, wie H. T. Finck sich ausdrückt, höhergearteten Vorteile der Reinlichkeit und die Befreiung von Ungeziefer allein hingereicht haben sollen, beim Menschen eine so große Umwandlung wie den Verlust der Haare hervorzurufen. Da will uns die Hypothese, die den Haarverlust in nähere Beziehung zum Wärmehaushalt bringt, plausibler erscheinen. Sie wurde auch tatsächlich — allerdings in einem neuen Gewande — 1910 von Friedländer[2] und 1920 von Schiefferdecker[1] wieder aufgestellt. Beide Autoren halten nämlich die beim Menschen erreichte Vollkommenheit der Wärmeregulationsmechanismen für die Ursache und Voraussetzung des Enthaarungsprozesses. Und zwar sieht Friedenthal in der leichten Anspruchsfähigkeit der gefäßerweiternden Nerven der Haut bei den Primaten den Grund für die Haararmut des Menschen und der lokalen Haararmut vieler anderer Affenarten. „Der Mensch, bei welchem die Gehirndifferenz die ganze Lebenszeit über anhält, unterdrückt mehr und mehr die Ausbildung eines Kälteschutzes durch das Terminalhaarkleid, indem er die Reizbarkeit des sympathischen Nervensystems, wie sie für die Jugendformen aller Säugetiere charakteristisch ist, bis in das hohe Alter sich erhält." Wie auch Schiefferdecker meint, daß das Gehirn

Digitized by Google

des Menschen weit höher entwickelt sei als das aller Tiere, wodurch auch der Wärmeregulationsapparat (Sympathicus-Centren, Corpus striatum) eine hohe Leistungsfähigkeit erreicht habe. Selbst stärkere Wärmeabgabe könne durch regulatorische Beeinflussung der Stoffwechselvorgänge sofort ausgeglichen werden; das schützende Haarkleid wäre deshalb überflüssig geworden. Erst nach Einleitung dieses Vorganges habe sexuelle Zuchtwahl bei dem Enthaarungsprozeß eventuell zur Geltung kommen können.

Auch Lenz nimmt einen Zusammenhang zwischen Hirnentwicklung und Enthaarungsprozeß an, wenn er sagt, daß ein Selektionsgrund für die Nacktheit zum Teil darin liegen dürfte, daß um so mehr Stoffwechselenergie auf das Hirn verwandt werden konnte, je weniger für die Behaarung nötig war. Da Hirn und Haarkleid aus demselben Keimblatt, dem Ektoderm, stammen, konnte ein solches Vikariieren um so leichter eintreten. An atavistischen Haarmenschen sehe man noch heute oft eine geringe Ausbildung des Gehirns. Je besser das Gehirn organisiert war, um so weniger bedurfte er also des Haarkleides.

Die Terminalhaarfelder und die Ursachen ihrer Entstehung und Ausbreitung

Wie über die Ursachen und den Zweck des Verlustes des von den Ahnen des Menschengeschlechts getragenen dichten Haarkleides sind auch über die Ursachen für die Erhaltung, Weiterentwicklung und Funktion der Terminalhaarfelder, insbesondere für seine auffällige Lokalisation am Schamberg und in der Achselhöhle — das Auftreten von Haaren an diesen beiden Stellen bildet das hervorstechendste Sondermerkmal der menschlichen Behaarung (Friedenthal[1]) — zahlreiche mehr oder minder gut gestützte Hypothesen aufgestellt worden.

So ist nach der Auffassung Darwins nicht nur die Enthaarung des größten Teiles der Körperoberfläche Resultat der geschlechtlichen Zuchtwahl, sondern auch die mächtige Entwicklung der Bart- und Kopfhaare (letzterer zumal beim weiblichen Geschlecht) ist als sekundärer Geschlechtscharakter aufzufassen.

Und in der Tat, was das Geweih beim Hirsch, was die Mähne beim Löwen, was gewisse Schmuckfedern beim Hahn, das bedeutet der Bart beim Manne. Und ebenso wird langes und üppiges Haar bei der Frau (trotz „Bubikopf") als besonderer Schmuck betrachtet. Allerdings hat, wie M. Hirsch sehr richtig hinweist, die

Digitized by Google

Mode auch in diesen Dingen einen erzieherischen und wandelnden Einfluß ausgeübt. „Konnte man noch vor wenigen Jahrzehnten sagen, daß der Mann ohne Bart für das Weib an Reiz verliere, so besteht das heute nicht mehr zu Recht. Denn auch ohne Bart kann der Eindruck der Männlichkeit voll entwickelt sein. Ähnliche Wandlung", sagt Hirsch weiter, „erlebt die Gegenwart mit dem Kurzhaarschnitt des Weibes."

Die Hypothese Darwins von der geschlechtlichen Zuchtwahl hat viel Anklang gefunden, weil tatsächlich zwischen dem Sexualleben und bestimmten Terminalhaarfeldern Wechselbeziehungen bestehen, welche durch die neuen Forschungen über die morphoregulatorische Wirkung der Geschlechtshormone und durch die experimentelle Sexualbiologie (Kastration, Transplantation, Geschlechtsumwandlung) ihre Bestätigung fanden.

Grundlage und Voraussetzung aller dieser Forschungen und Experimente war und ist, daß die Terminalbehaarung abhängig ist von der Pubertät, d. h. daß die Entwicklung der Scham- und Achselhaare bei beiden Geschlechtern, wozu beim Manne noch Gesichts- und Stammbehaarung treten, mit der Reifung der Keimdrüse zeitlich zusammenfällt. Die Terminalbehaarung entsteht also zugleich mit der Pubertät, sie fehlt, wenn die Pubertät ausbleibt, sei es durch angeborenes oder — wie Pinkus sich ausdrückt — durch entstandenes Fehlen der Keimdrüsen, z. B. durch Kastration im Kindesalter. Doch bildet sie sich beim Manne, wenigstens zeitweilig, wieder durch den Ersatz der männlichen Geschlechtsdrüse (Hodenüberpflanzung); sie schwindet, wenn sie pathologischerweise bei der Frau entstanden war (Frauenbart!), durch Beseitigung von weiblichen Keimdrüsenstörungen, z. B. durch Ovariektomie bei Tumoren. Durchwegs Erscheinungen, die auf hormonale Einflüsse von seiten der Keimdrüsen schließen lassen.

Doch so sicher der Zusammenhang zwischen Geschlechtshormonen und Terminalbehaarung auch erscheint, so bestimmt wissen wir aber auch, daß wir die Entwicklung jener morphologischen Merkmale, die das Männliche und Weibliche auf somatischem Gebiete charakterisieren, d. i. die primären und sekundären Geschlechtsmerkmale, nicht als ausschließliche Folge der Keimdrüsenfunktion auffassen dürfen. Die Annahme, daß die Keimdrüsen einen „formativen Reiz" (Herbst) ausüben, d. h. daß die Keimdrüsenfunktion die Entwicklung der gleichartigen („homogenen") sekundären Geschlechtsmerkmale bedinge und die verschiedenartigen („heterogenen") hemme, hat sich als irrig erwiesen (Hal-

Digitized by Google

ban[1] u. a.). Die Entstehung der sekundären Geschlechtscharaktere ist nicht abhängig von der entsprechenden Keimdrüse. Sie sind schon in der Anlage im männlichen oder weiblichen Sinne grundgelegt (v. Lenhossek) und entwickeln sich nach ererbten Gesetzen. Danach unterliegen, wie die Halbansche[1] Auffassung lautet, die Geschlechtsmerkmale nur in ihrer weiteren Ausbildung, nicht aber in ihrer Anlage dem „protektiven Einfluß" der Keimdrüsen. Mit der Bestimmung des Geschlechts erfolgt auch die Festlegung der Geschlechtscharaktere, mithin auch der Behaarung, deren biologische Grundlagen mit der Entwicklung der primären und sekundären Geschlechtsmerkmale in Zusammenhang stehen. Ausschlaggebend ist allein die Chromosomenformel der beiden zur Vereinigung gelangenden Geschlechtszellen, von denen alle Zellen des künftigen Organismus abstammen. Normalerweise kommen dementsprechend nur homologe Merkmale zur Anlage, für deren weitere Ausbildung mannigfaltige Faktoren, beim Menschen insbesonders die Hormone der innersekretorischen Drüsen bedeutungsvoll sind. In diesem Sinne ist ein gut funktionierendes Ovarium von förderndem Einfluß auf das Längenwachstum der Kopfhaare, von Bedeutung für die Beschränkung der Terminalhaare auf Achselhöhle und Schamberg unter Freibleiben der Lippen, während die Hodenhormone hinwieder ihrerseits das Wachstum des Schnurrbartes, des Backenbartes, der Achsel- und Schamhaare und der Behaarung des Dammes fördern, hingegen mäßigend auf das Wachstum der Kopfhaare wirken.

In neuerer Zeit wird neben der Bedeutung der Keimdrüsen auch auf den Einfluß anderer endokriner Drüsen für die Ausbildung der Behaarung hingewiesen. Und zwar sind es neben den Keimdrüsen besonders Nebennieren und Hypophyse, deren Hypersekretion auf den Haarwuchs fördernd, deren Unterfunktion hemmend wirken soll. So erblickt J. Olivet[1] auf Grund eines von ihm beobachteten Falles einer 38jährigen Frau, bei der sich trotz angeblich völligem Fehlen der Eierstöcke (?) spärliches Scham- und Achselhaar fand, in der sekundären weiblichen Behaarung schlechthin ein Hypophysenmerkmal. Die Hypophyse hat auf diese Form der Behaarung, die Olivet[2], da sie sich offenbar unabhängig von den Keimdrüsen entwickeln kann, „asexuell" genannt hat, weitgehenden Einfluß, in der Weise, daß entsprechend ihrer Hyperfunktion Hypertrichosis auftritt, während bei Hypopituarismus umgekehrt Ausfall oder Schwund der Behaarung die Regel darstellt. Der weiblichen asexuellen Form der Behaarung steht die männliche

Digitized by Google

gegenüber — charakterisiert durch Bartwuchs an Lippe und Wangen, durch die dreieckig gegen den Nabel auslaufende Schambehaarung usw. Nur diese männliche Behaarung stellt ein Sexuszeichen dar, das abhängig ist von der männlichen Keimdrüse. Die weibliche asexuelle Form dagegen repräsentiert ein Stammesmerkmal, das in der Stärke seiner Ausprägung der Hypophyse unterworfen ist. Diese Anschauung deckt sich im großen und ganzen mit jener von Tandler und Groß, wonach nämlich alle akzidentellen Sexuszeichen (sekundäre Geschlechtscharaktere Darwins) ursprünglich Merkmale einer Wirbeltier-(Vertebraten-)-Spezies, zunächst unabhängig vom Charakter der Keimdrüse gewesen sind. Als Beispiel hierfür nennen Tandler und Groß die Brustdrüse der Säugetiere und die Behaarung der Menschen. Aus einem ursprünglichen Speziesmerkmal sei der Bart des Mannes zum Geschlechtsmerkmal geworden. Demgegenüber macht W. Berblinger aufmerksam, daß die Behaarung des weiblichen Körpers nach der Auffassung Olivets[1], der sie für unabhängig von der Tätigkeit der Keimdrüsen erklärt, kein akzidentelles Geschlechtsmerkmal darstellen, beim Manne erst unter dem Einfluß des Hodens zu einem solchen werden würde; daß sich also in diesem Punkte Olivet[2] im Gegensatze zu der erwähnten Anschauung von Tandler und Groß befindet. Wohingegen aber Berblinger[2] mit Recht meint, daß man auch für den weiblichen Körper hervorheben müsse, daß die Terminalbehaarung in der Achsel- und Schamgegend, wenn sie auch ohne Ovarien zur Ausbildung gelangen könne, in ihrem zeitlichen Auftreten im allgemeinen an das Eintreten der Geschlechtsreife gebunden sei.

Wenn wir zum Schlusse noch darauf hinweisen, daß Falta, Berblinger[1] u. a den Nebennieren für die Haarentwicklung an der Scham- und Achselgegend einen bedeutsamen Einfluß zuschreiben, wird man wohl sagen dürfen, daß die Beziehungen zwischen Körperbehaarung und endokrinem System sehr ausgedehnte sind. Aber E. Levinger, dem wir eine Studie über Behaarungsanomalien bei Erkrankungen des Nervensystems verdanken, hat recht, wenn er sagt, daß der bereits unter sonst anscheinend normalen Verhältnissen so wechselnd gestaltete Behaarungstypus weniger die Funktionsverhältnisse bestimmter endokriner Drüsen als vielmehr die Äußerung einer bestimmten konstitutionellen Gesamtanlage zu dokumentieren scheint. Eine Ansicht, die mit jener Löhners[1] übereinstimmt, der den gegenwärtigen Stand des Behaarungsproblems in knappen, klaren Zügen folgendermaßen umreißt:

Digitized by Google

„Die moderne Vererbungsforschung faßt gegenwärtig alle phänotypischen Eigenschaften des Einzelindividuums als Funktionen von erblicher Veranlagung (Genbestand) und von Einwirkung der Umwelt (Ernährung, Klima, Belichtung, Schwerkraft usw.) auf. Genotypische Eigenschaftsänderungen, die sich allmählich in einer größeren Population vollziehen, werden heute entweder — und das ist der seltenere Fall — auf Mutationen oder auf Anlagenneukombinationen zurückgeführt. Bei der Kreuzung unterschiedlicher Linien und Rassen ist zu letzterem Vorgang reichlich Gelegenheit gegeben, und durch Kryptomerie, Assoziation und Dissoziation von Faktoren, Synthese-Analyse polymerer Anlagen usw. können bestimmt sichtbare Charaktere eine grundlegende Veränderung erfahren.

Im Sinne der Faktorenlehre wird daher auch die Beschaffenheit des Haarkleides einer Rasse als durch den Besitz qualitativ und quantitativ bestimmter, beziehungsweise bestimmt kombinierter Erbanlagen bedingt anzusehen sein. Alle phylogenetischen Wandlungen, wie etwa partieller Haarverlust oder partielle Differenzierung, lassen sich deshalb primär auf Mutationen oder Neukombinationen zurückführen. Entstehung und Erhaltung derartiger Bildungen braucht deshalb mit positiver Auslese nichts zu tun zu haben. Heikertinger erinnert daran, daß es ein Substanzproblem gebe, eine unlösbare Frage nach dem Wesen der Materie und der Energien. Die unendliche Form- und Farbenfülle der Natur ist und bleibt ein Teil dieses unlösbaren Problems. Die biologische Wissenschaft konnte wohl nur vorübergehend darauf vergessen; man vergegenwärtige sich nur, daß auch das Mineralreich Formen und Farben ohne Bedeutung zur Genüge aufweist."

V. Die physiologischen Funktionen der menschlichen Haarfelder

Wenden wir uns nun wieder der Frage nach der Bedeutung des menschlichen Haarwuchses zu und welche Rolle und Funktion den einzelnen nach bestimmten Gesetzen begrenzten Haarfeldern zukommt. Wir haben schon oben erwähnt, daß das Barthaar eines der exquisitesten sekundären Sexuszeichen ist. Ebenso das Haupthaar, das jedoch ebenso wie die Bart-, Achsel- und Schamhaare auch eine physiologische Aufgabe zu erfüllen hat, demnach also für das Individuum als „nützlich" aufzufassen ist. Ob aber, wie wiederum Löhner[1] aufmerksam macht, ein derartiger Nutzen oder — in anderen Fällen — Schutz als Ursache der Entstehung und Herausbildung der Erscheinung ernstlich in Betracht kommt, oder ob es sich nur um eine offenkundig zufällige Nebenwirkung handelt, ist eine andere Frage. Wenn eine organische Bildung rein zufällig, d. h. ohne Auslese aus anderen, uns unbekannten Ursachen entstanden und erhalten geblieben ist und ihre Schutzwirkung eine bloß zufällige Nebenerscheinung darstellt, dann dürfen wir nach Heikertinger vom Standpunkte der Selektions-

Digitized by Google

theorie aus sie nicht als eine Schutzeinrichtung im eigentlichen Sinne bezeichnen. An einer Taschenuhr, sagt Löhner[1], kann ein Messerstich abprallen und so dem betreffenden Menschen das Leben gerettet werden. Die Uhr ist deshalb noch keine Schutzeinrichtung gegen Stichverletzungen, die Schutzwirkung eine rein zufällige. Nur dasjenige Gebilde ist eine Schutzeinrichtung gegen bestimmte Umweltseinflüsse, das unter Beziehung auf eben diesen Einfluß entstanden ist oder sich herausentwickelt hat und das wegen dieser schützenden Wirkung da ist. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß auch für die menschlichen Haarbezirke derartige fallweise Schutz- und Nützlichkeitsfunktionen abgeleitet werden können. Doch wird man, wie Löhner mit Recht darlegt, in diesen Leistungen immer nur gelegentliche Nebenwirkungen zu sehen haben, die nicht in kausaler Beziehung zur primären Entstehung oder sekundären Weiterentwicklung dieser Bildungen zu stehen brauchen.

Abb. 5. Reiche und lange Kopfbehaarung, die einen wärmenden Mantel um eine 32jährige Europäerin bildet. (Nach Friedenthal.)

Bei Aufrechterhaltung dieser Einschränkung im Hinblick auf das teleologische Moment ist es aber jedenfalls ohne weiteres erlaubt, von den physiologischen Aufgaben und der funktionellen Rolle der menschlichen Haare und im besonderen der einzelnen Dichthaarfelder zu sprechen.

So kommt einerseits dem Haupthaar eine Strahlenschutzwirkung, d. h. die Funktion zu, die Wärmeleitung und Wärmestrahlung vom Schädelinhalt, dem Gehirn, fernzuhalten, wie andrerseits Friedenthal[2] hinweist, daß die Frauen, die viele Tausende von Jahren lang am Feuer die Vorderseite ihres Körpers erwärmten, einen natürlichen Rückenmantel in ihren langen Kopfhaaren besitzen, welcher bei guter Ausbildung den ganzen Rücken der sitzenden Frau vor Kälte zu schützen imstande sei; der Mann dagegen, welcher ebensoviele Jahrtausende hindurch seinen Leib

Digitized by Google

bei der Jagd und im Kriege allen Unbilden preisgeben mußte, bei den Ur-Europäern in jenem Behaarungsreichtum, der bei den Ainos in Nordjapan noch vorhanden ist, einen erheblichen Wetterschutz der Vorderseite durch den lang herabwallenden Bart, durch Oberarm- und Schenkelbehaarung besaß. So könnten wir auch für die übrigen Haarfelder die ihnen zukommende physiologische Rolle hier anführen. Es dünkt uns aber besser, diese erst im Zusammenhang mit ihren sonstigen funktionellen Aufgaben zu besprechen, wobei wir zum besseren Verständnis und zur besseren Klarheit vorerst immer in kurzen Zügen die Anatomie und Topographie, d. i. das Wachstum, die Form und die Ausbreitung sowie den Geschlechtsunterschied der einzelnen Felder der Sexualbehaarung erörtern, dabei jedoch auch das Kopfhaar mit einbeziehen wollen, da wir es mit Darwin als sexuellen Geschlechtscharakter auffassen, und ihm — ich erinnere nur an die Glatzenbildung beim Manne — eine Sonderstellung im Haarkleid des Menschen zukommt.

VI. Das Kopf- oder Haupthaar

Wir wollen mit seiner Beschreibung — getrennt von jener der eigentlichen Sexualbehaarung — diesen Abschnitt beginnen. Das Kopfhaar entsteht — wir folgen hier den eindringlichen Studien von F. Pinkus — nach dem Ausfall der fötalen Lanugo des Kopfes. Es bedeckt beim Erwachsenen einen Teil der Stirn, fast die ganze Schläfengegend, den gesamten Kopf bis in die Höhe des zweiten Halswirbels und läßt nur einen 1—5 mm breiten Rand um den oberen Teil der Ohrmuschel frei. Die vordere Grenze, Stirnhaargrenze, verläuft quer, gerade oder so geschweift, daß seitlich seichte Einbuchtungen nach hinten bestehen. Oft ist in der Mitte der Stirn eine Spitze in die Stirn hinein vorhanden. Die Grenze ist meistens beinahe ganz scharf: hier Stirnflaum, in der nächsten Haarbalgdrüsenreihe schon langes Kopfhaar. Ein allmählicher Übergang in die Lanugo der Stirn ist seltener. Die Grenze an den Schläfen ist meistens unscharf. Sie ist oft weit gegen die Augen hin vorgeschoben (angusta frons als Jugend- und Schönheitszeichen), erreicht aber nie die äußere Grenze der Augenbrauen. Das Kopfhaar vor den Ohren geht ohne Grenze beim Manne in den Backenbart über, setzt sich nicht selten bei der Frau in stärkere, sogar gefärbte Lanugo der oberen Wangen-

Digitized by Google

partien fort. Die Grenze vor dem Ohr, über dem Ohr und hinter dem Ohr ist stets scharf. Die seitliche und hintere Nackenhaargrenze ist so gut wie nie scharf. Oft erstreckt sich das Kopfhaar bis in die Körperbehaarung, d. i. Rückenbehaarung, hinein, geht bei der Frau in je einen Streifen beiderseits herab mit Aussparung der Mitte oder läßt gerade die seitlichen Teile nur lanuginösflaumig behaart, erstreckt sich aber in der Mittellinie tief hinab oder macht alle drei nach unten reichenden Zipfel. Was die sonstigen Geschlechtsunterschiede des Kopfhaares der Europäer — und vom langen schlichten europäischen Kopfhaar war bisher nur die Rede — betrifft, so erschwert, wie Bucura richtig sagt, die verschiedene Sitte der Haartracht die genaue Beurteilung. Doch wissen wir nach den Untersuchungen Friedenthals[1], daß es sexuelle Differenzen in der Behaarung der Kopfhaut gibt und daß diese erst nach dem 16. Lebensjahre auftreten. Bis dahin sind die Kopfhaare bei beiden Geschlechtern gleich lang. Erst mit der stärkeren Ausbildung der Terminalbehaarung nach dem 17. Lebensjahr setzt beim männlichen Europäer eine Verkürzung des Haupthaarwachstums ein, während sich beim Weibe, trotz Hervorbrechens von Terminalhaaren in der Achselhöhle und auf dem Schamberg, die Kinderbehaarung auf dem Kopf und der übrigen Körperoberfläche noch schärfer ausprägt. Die Zahl der Haare in den Haargruppen der Kopfhaut nimmt beim Weibe nach der Pubertät eher zu, die Länge des Kopfhaares erfährt eine Steigerung. Bei Rassen mit extremer Terminalbehaarung ist demnach der schwächere Haarwuchs der Kopfhaut tatsächlich ein sekundärer männlicher Geschlechtscharakter, ebenso wie die Glatzenbildung als besonderes Geschlechtsmerkmal des Mannes zu werten ist, die sich häufig bei stark gesichts- und stammbehaarten Männern findet.

VII. Glatzenbildung

Die Ursache der Entstehung der Glatze wird von Friedenthal[1] teilweise auf einen Erkrankungsprozeß der Kopfhaut (Alopecia pityrodes) zurückgeführt, andrerseits scheint ihm die Ursache darin zu liegen, daß der Kopfumfang des Mannes bis ins hohe Alter hin zunimmt, während das Wachstum der Haut bereits sein Ende erreicht hat. Eine Auffassung, wie sie in ähnlicher Weise schon 1903 von dem Budapester Dermatologen M. Schein[2] ausgespro-

Digitized by Google

chen worden ist. Nach R. O. Stein ist die Glatze nicht ohne weiteres als Folgeerscheinung einer Erkrankung der Kopfhaut (Seborrhöe) anzusehen, sondern als sekundärer männlicher Geschlechtscharakter auf seborrhoischem Terrain. Das Ausbleiben der Glatzenbildung bei der Frau im geschlechtsreifen Alter und die scharfe Abgrenzung der Glatze gegen die behaarte Kopfhaut sind mit der Annahme eines seborrhoischen Ursprungs nicht vereinbar. Stein deckte auch einen charakteristischen Geschlechtsunterschied in der Ausbildung der normalen vorderen Haargrenze bei beiden Geschlechtern auf. Während diese bei Kindern beiderlei Geschlechtes keinen Unterschied aufweist, sieht man bei geschlechtsreifen Männern zwei, in Form einspringender Dreiecke an der Stirnhaargrenze symmetrisch rechts und links von der Mittellinie, also beiderseits in der Gegend der Stirnhöcker gelegene haarlose Flecke (die sog. „Hofratsecken", „Gelehrten- oder Ehestandswinkel"), die Stein „Calvities frontalis adolescentium" nennt, und in der die Glatze beim nicht seborrhoischen Manne ihr Analogon findet. Die Calvities sowohl als auch die Glatze sind keimplasmatisch festgelegte Minusvarianten des männlichen Haarkleides. Sie fehlen bei Frauen, bei denen die vordere Haargrenze in einer gleichmäßigen Linie wie bei Kindern verläuft. Für die Bedeutung dieser charakteristischen dreieckigen unbehaarten Hautfelder als sekundären Geschlechtscharakter spricht auch der Umstand, daß weder sie noch auch die Glatze bei Eunuchen oder eunuchoiden Individuen vorkommen. Auch Männer mit weiblichem Einschlag (Künstlerlocken, Musikermähne!) bleiben von der Glatze verschont. Zudem läßt sich häufig beobachten, daß glatzköpfige Männer am Körper sehr stark behaart sind, was gegen einen Mangel an haarbildenden Substanzen als Ursache der Glatze spricht. Nun wissen wir, daß in jedem Organismus weibliches und männliches Keimdrüsenhormon vorhanden ist: je nach dem Überwiegen des betreffenden Keimdrüsensekretes werden die entsprechenden Sexualcharaktere deutlicher (vgl. H. Siebke). Während nun das männliche Sexualhormon sonst das Haarwachstum fördert — Bart, Behaarung der Brust und Beine etc. —, hemmt es, wie wir schon an einer früheren Stelle erwähnten, das Wachstum des Kopfhaares und führt zu dessen Ausfall. Das Gegenstück dazu bildet die Frau mit ihrem schwach behaarten Körper und ihrem langen, üppigen Haupthaar. Daraus hat man geschlossen, daß im Gegensatz zum männlichen das weibliche Sexualhormon den Haarwuchs am Körper hemmt, der Glatzenbildung aber entgegenwirkt. Die

Digitized by Google

Angabe Pulays, daß es ihm auf Grund dieser Überlegungen gelungen sei, die Glatzenbildung des Mannes mit Injektionen weiblichen Geschlechtshormons in kurzer Zeit zum Stillstand zu bringen und zu heilen, konnte allerdings bis nun von anderer Seite nicht bestätigt werden.

Für die heute wohl allgemein anerkannte Annahme, daß die Glatze ein Geschlechtsmerkmal des Mannes ist, spricht unter anderem auch die uralte Volksansicht, daß sich die Kahlköpfigkeit als Folge einer in Baccho et Venere ausschweifenden Lebensweise entwickle. Dieser Meinung war auch Aristoteles, wenn er sagt (Hist. lib. III. cap. 11): „Der fleißige Besuch der Weiber beschleunigt den Abfall derjenigen Haare, die mit uns auf die Welt kommen, und befördert die Produktion der andern Haare."

Und wenn wir noch erwähnen, daß auf dem Balkan ein Kahlköpfiger überhaupt nicht mehr unter die Menschen zählt und nicht heiraten kann (Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde 1899, 68), so ergibt sich aus dem Gesagten, daß auch der Kahlheit des Kopfes eine große sexuelle Bedeutung zukommt. Was noch deutlicher aus der Tatsache hervorgeht, daß es unter den Frauen sogar „Glatzenfetischistinnen" gibt, daß also gewisse Frauen nur Männer lieben können, die eine Glatze haben (Hirschfeld, Stekel[1] u. a.). Stekel konnte in einem ihm bekanntgewordenen Falle neben der Erinnerung an den geliebten Oheim, der glatzköpfig war, noch die von uns früher erwähnte Vorstellung nachweisen, daß die Glatzen durch intensiven Liebesgenuß entstünden. Die Frauen werten solche Männer als erfahrene Routiniers, oder sie halten dafür, daß das Feuer schon ausgebrannt sei. Wovon weder das eine noch das andere richtig ist, wie aus unseren Darlegungen über die tatsächlichen Ursachen der Glatzenbildung zur Genüge hervorgeht.

VIII. Die Beziehungen des Kopfhaares zur Sexualsphäre

Ebenso wie die Kahlheit steht selbstverständlich auch das normal gewachsene, reichliche Kopfhaar in inniger Beziehung zur Sexualsphäre. Auch hat das Haar, dieses, wie Eduard Griesebach in seinem „Neuen Tannhäuser" es nennt, „des Fleisches zartest, süßestes Gewächs", eine außerordentlich große erotische Bedeutung. Es ist ja bekannt, daß gerade das Kopfhaar beider Geschlechter bei den primitiven Völkern eine höchst wichtige

Digitized by Google

Rolle als „Erreger geschlechtlicher Leidenschaft" spielt, wie Westermark sagt, der dafür interessante Beispiele anführt, so z. B., daß es überall die unverheiratete Jugend ist, die sich am eifrigsten bestrebt, ihr Haar zu schmücken. So stopfen bei den Bundschogees, einem Tschittagong-Hügel-Stamme, die jungen Männer „einen großen Ballen schwarzer Wolle in ihren Haarwulst, damit er größer aussehe". Auf der Tenimba-Gruppe putzen die Burschen ihre langen Locken mit Blättern, Blumen und Federn auf, „bloß um den Frauen zu gefallen" usw. Und auch bei den Eingeborenen der Trobriand-Inseln (Britisch-Neu-Guinea) wird, wie B. Malinowski berichtet, das Kopfhaar besonders bewundert, wenn es recht voll ist; „dann läßt man es in einem dicken Wuschelkopf wachsen und beinahe jedes einzelne Haar steht vom Kopfe ab, wie es für Melanesien so charakteristisch ist".

Meist ist es die Zeit des intensivsten Liebeslebens, in welcher das künstlich vergrößerte und zierlich angeordnete Kopfhaar bei den Naturvölkern als sexuelles Anziehungsmittel in hohen Ehren steht. Bei uns, den Kulturvölkern, ist es schon die Pubertätsperiode, in der dem Haupthaare besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Auch von seiten unserer heranreifenden Jünglinge. Bei den meisten ist, so bemerkt K. Groos sehr richtig, sobald das Interesse für das andere Geschlecht sich zu regen beginnt, das Bedürfnis zu bemerken, die äußere Erscheinung zur möglichst günstigen Darstellung zu bringen. Abgesehen, daß dann der junge Mann „ungeduldig nach den ersten Spuren des keimenden Schnurrbartes" sucht, widmet er dem Haupthaar die größte Beachtung:

„Wenn man unter den Gymnasiasten solche sieht, die einen Haarwisch sorgfältig so tief in die Stirn hineingezogen haben, daß er unter der Mütze hervorschaut, so kann man ziemlich sicher sein, daß sie ‚dumme Geschichten' im Kopf haben. Genau dieselbe Gewohnheit ist bei festlich geputzten halberwachsenen Bauernburschen außerordentlich häufig zu finden, und man könnte fast denken, daß der allgemeine instinktive Trieb, sich ein möglichst vorteilhaftes Ansehen zu verschaffen, ganz speziell auf das Zeigen des Haupthaares hindränge."

Die Haartracht

Mehr als das männliche hat das weibliche Kopfhaar bei den Kulturvölkern erotische Bedeutung erhalten und behalten, und die Frisur sorgt für die nötige Variation und spielt dabei dieselbe Rolle wie die Mode bei der Kleidung. Daran hat auch die „Bubenkopfmode" nichts geändert. Finden doch auch jetzt immer noch Preisfrisieren, „Kongresse der Friseure" u. dgl. statt, um jede

Digitized by Google

„Uniformierung" der Damenfrisuren unmöglich zu machen. Wie die Frisur, ähnlich der Kleidermode, durch kleine Mittel große Wirkungen zu erzielen vermag, — ich erinnere nur an die berühmte Cléo-de-Merode-Frisur —, so äußert sich das erotische Moment auch darin, daß unsere Mädchen aller Stände bei Bällen und sonstigen ähnlichen Veranstaltungen seit jeher gerade der Frisur eine besonders eingehende Sorgfalt widmeten. Durch kunstvolle Behandlung, gelegentlich auch Mißhandlung des natürlichen Haares und durch andern Schmuck suchte das Mädchen seine natürlichen Reize zu heben und allfällige Schönheitsmängel zu verdecken. Und wenn heute in dieser Hinsicht vielleicht ein Zug zur Einfachheit vorherrscht, so besteht dafür das Bestreben, die Formgebung der Haare für eine längere Zeitdauer zu sichern. Und zwar sind es hauptsächlich die gewellten Haare, die heute als besonders schön gelten, und um derentwillen sich alle weiblichen Wesen, und mögen sie noch so alt sein, den ärgsten Gefahren durch Dauerwellungs- und Trockenapparate aussetzen. Kumer und Philadelphy haben erst vor kurzem wieder auf die Gefahren der Schädigungen durch diese moderne Haarpflege hingewiesen.

Diese außerordentliche Sorgfalt, welche man fast bei allen Völkern auf den Haarputz von jeher verwenden sieht, zeigt, wie innig ein schönes Haar mit dem Ideal der Schönheit in der menschlichen Form verbunden ist; besonders bei der Frau, bei der langes und reichliches Haar einen sekundären Geschlechtscharakter und damit einen Vorzug weiblicher Körperbildung darstellt, der um so größer wird, je länger und je reichlicher das Haupthaar im gegebenen Falle ist (Stratz). Darum wohl gab Pindar der Helena und den Grazien den Beinamen der „Schönhaarigen".

Haar und Regenerationskraft

Seit altersher gilt nun ein an Menge und Qualität den individuellen Verhältnissen des Menschen entsprechendes schönes Haar nebst dem, daß es die äußere Form des Körpers bedeutend hebt, auch als Zeichen vollkommener Gesundheit und Regenerationskraft. Man denke nur an die Geschichte von Simson und Delila. Delila weiß, daß die Kraft Simsons, der als unbesiegbar gilt, in seinen Haaren liegt, über die noch kein Schermesser gekommen ist. Das verrät sie den Philistern, auf deren Geheiß sie den schlummernden Simson seiner Locken beraubt. Mit diesen ver-

Digitized by Google

liert nun Simson seine Sexualkraft, deren Symbol sein Haar war, und damit seine Kraft überhaupt.

Eine hierher gehörige symbolische Verwendung der Beziehung zwischen Haar und Regenerationskraft finden wir in Ibsens Drama „Hedda Gabler", wo er drei verschiedene Frauentypen durch das Haar charakterisiert: die mütterliche, innerlich reiche durch reiches blondes Haar; die sinnlich lockende durch üppiges rotes Haar und die unfruchtbare problematische durch besonders dünnes braunes Haar. Wie ja auch das sizilianische Sprichwort „Fimmina scura, fimmina amurusa" die Tatsache ausdrückt, daß zwischen reichlicher Behaarung und starker Geschlechtlichkeit enge Beziehungen bestehen, denen der Frauenarzt Heyn sein besonderes Augenmerk schenkte. Unter 964 von ihm untersuchten Frauen waren 170 = 17,6% sehr stark behaart, 560 = 58,1% stark, 207 = 21,4% schwach und 27 = 2,9% sehr schwach behaart. Er konnte nun statistisch ein Überwiegen der stärkeren Behaarung bei geschlechtlich leichter erregbaren Frauen nachweisen. Dieser Befund stimmt mit dem Hinweis Friedenthals überein, daß der Behaarungstypus auch zu dem psychischen Verhalten des Trägers in Beziehung zu stehen scheint. Er erwähnt, daß lebhafte und kräftige Männer ausgeprägte Terminalbehaarung besitzen und daß bei stark oder abnorm behaarten Individuen der Sexualtrieb besonders lebhaft ist.

Den übermäßigen Geschlechtstrieb abnorm behaarter Frauen (Viragines) bezieht Friedenthal[1] auf Schwächung der Genitalfunktion, die auch den Tierzüchtern nicht unbekannt ist. Wenn bei Haustieren, bei welchen, wie bei Säugetieren allgemein, die Weibchen beim Zeugungsgeschäft sich sehr passiv verhalten, Weibchen auftreten, welche an Geschlechtslust die Männchen noch übertreffen und auch bei der Begattung die Begattungsbewegungen der Männchen nachahmen, so erkennt der Tierzüchter die drohende Degeneration und muß durch Zuführung frischen Blutes Abhilfe schaffen (s. auch C. Jickeli, Die Unvollkommenheit des Stoffwechsels). Beim Menschen sind die gleichen Erscheinungen bei großhirnüberreizten, außerdem körperlich Minderwertigen und, wie erwähnt, auch bei Viragines häufig zu beobachten und wohl in der gleichen Weise als Zeichen der Erschöpfung und mangelhaften Funktionierens der Fortpflanzungsorgane zu deuten.

Digitized by Google

Die Farbe des Kopfhaares

Heyn ging aber auch den Beziehungen zwischen der Farbe der Behaarung und der Geschlechtlichkeit nach und fand unter 41 Frauen mit starkem Geschlechtstrieb nur 6 hellhaarige, also ca. $^1/_7$. Von 152 Frauen mit mäßigem Geschlechtstrieb waren 46 hellblond, also $^1/_3$ bis $^1/_4$, von 31 Frauen mit schwacher Libido waren 10 hellhaarig, also ebenfalls $^1/_3$. Dieses Resultat entspricht nur der festgestellten Verteilung der dunkelhaarigen zu den hellblonden, es lassen sich daraus keine weiteren Schlüsse ziehen, höchstens könnte man, so meint Heyn, bei der Gruppe mit starkem Geschlechtstrieb ein Überwiegen der Geschlechtlichkeit der Dunkelhaarigen feststellen. Das stimmt mit den Lehren Aschners[2] über „Die Konstitution der Frau" überein, der als eines der grundlegendsten Kriterien der Konstitution die Komplexion oder den Pigmentgehalt bezeichnet, wonach die Frigidität bei blonden Frauen im allgemeinen viel mehr verbreitet ist als bei dunkelhaarigen und dunkeläugigen Frauen etwa der südlichen Menschenrassen. Damit bestätigt Aschner die alte Volksweisheit, die da sagt, daß helles Haar und blaues Auge auf minder primitive Sinnlichkeit deute und daß dunkles Haar und dunkles Auge ursprünglicher sei.

Nichtsdestoweniger hat seit uralten Zeiten bis auf unsere Tage das blonde und rotblonde Haar, auch wenn es gefärbt ist, stets einen mächtigen Zauber auf die Männer ausgeübt, weshalb schon in der römischen Kaiserzeit die Prostituierten und Demimondainen sich mit Vorliebe mit blonden Perücken verkleideten, seitdem, wie es bei Böttiger heißt, „die allgebietende Mode goldgelbe, ins Feuerrot schimmernde Haare seit den Eroberungen der Römer in Gallien und Germanien, wo diese Farbe an den Haaren der Eingeborenen allgemein bemerkt und bewundert wurde, unter den galanten Römerinnen zur unerläßlichen Bedingung der Schönheit gemacht hatte". Die Bevorzugung des blonden Typus dauerte bis ins Mittelalter; und daß dies heute noch der Fall ist, wissen wir aus dem erfolgreichen Buche der Amerikanerin Anita Loos: „Herren bevorzugen Blondinen", dem sie allerdings alsbald ein zweites folgen ließ, in welchem sie die Parole aufstellte, daß die Herren die Brünetten heiraten. Das mag darin gelegen sein, daß, wie schon oben erwähnt wurde, die blonden Frauen und Mädchen außer ihrem hellen Kopfhaar auch eine hellere und spärlichere Körperbehaarung aufweisen als die dunkelhaarigen Frauen, die

Digitized by Google

sich dadurch oft dem männlichen Typus mehr nähern und daher weniger als die Blonden dem Schönheitsideal entsprechen. Weshalb die Dichter aller Zeiten Frauen mit blonden, hellen Haaren angebetet haben, die real gesinnteren Männer aber die Dunkelhaarigen heiraten, weil sie diesen ein heißeres, wollüstigeres Temperament zuschreiben. Heißt doch ein alter italienischer Rat für die geschlechtliche Zuchtwahl: „Tol la mora per morosa e la blonda per to sposa!" (Nimm die Schwarze zur Geliebten und die Blondine zur Frau.)

Die sexuell-taktile Wirkung des Haupthaares

Wie nun der Anblick schönen, üppigen Haares sexuell erregend wirken kann, so auch die Berührung desselben. Nach Hippel verursacht das Wühlen in den Haaren einen gewissen „psychischen Kitzel", ein Gefühl, das Mantegazza in die überschwenglichen Worte kleidet: „Die Hand und die Finger finden in diesem Labyrinth von feinen, schmiegsam-lebendigen Fäden ein Mittel, die Stellen und Punkte der verliebten Berührung ins Unendliche zu vervielfachen. Es scheint, als wäre jedes Haar ein elektrischer Draht, der uns mit den Nerven, dem Herzen und selbst mit den Gedanken des geliebten Wesens in unmittelbare Verbindung bringt . . ."*. Als Grund für den großen Genuß, den das Kraulen und Wühlen im Haar für viele Menschen bildet, nimmt Stekel[1] unter anderem auch eine lustbetonte Reminiszenz aus der Kinderzeit an, in der die Erwachsenen so gerne mit den Haaren der Kinder spielen. So lassen sich vielleicht jene Fälle von Haarfetischismus erklären, in denen die Haarfetischisten im bloßen Durchwühlen der Haare geschlechtlichen Genuß finden.

Handelt es sich dabei um durch den Tastsinn vermittelte erotische Empfindungen, die durch aktives Berühren des weiblichen Kopfhaares zustande kommen, so wissen wir andrerseits, wie schon früher erwähnt wurde, daß die Körperhaare der Frau in passiver Hinsicht den empfindlichsten Tastapparat des Körpers darstellen. Unempfindlicher als die Körperhaare sind diesbezüglich

* Bekannt ist, daß die elektrischen Ausstrahlungen, die bei manchen Personen so stark sind, daß ihr im Dunkeln gekämmtes Haar wie eine Batterie knisternde Funken verströmt, auffallend zunehmen bei geschlechtlicher Erregung (Th. Lessing). — Nach S. Exner[2] soll die Elektrizität die ordnende Kraft in dem Gewirre von Haaren darstellen. Für die Auflockerung des Haarkleides nach vorausgegangener Durchnässung und Auftrocknung sei sie von besonderer Wichtigkeit.

Digitized by Google

die Kopf- und beim Manne auch die Barthaare. Von letzteren möchten wir hier schon vorwegnehmen, daß Haeckel auch die „Tasthaare am Munde", d. i. den Bart des Mannes, als sexuelle Behaarung zu den Koeffizienten der körperlichen Berührung bei der Kontrektation rechnet.

Die Kopfhaare als erotische Duftpinsel

Eine weitere Anziehungskomponente der Geschlechter von seiten des Kopfhaares bildet der Duft desselben. Seit jeher wurde diesem eine bedeutende, sexuell erregende Wirkung zugeschrieben. Und zwar ist auch hier wieder die Farbe des Haares von Einfluß. Es ist ja allgemein bekannt, daß dunkelhaarige Menschen viel stärker riechende Ausdünstungen (Schweiß, Talg, Geruch des Menstrualblutes usw.) besitzen als weniger pigmentierte Individuen, eine Tatsache, die durch Aschners[2] Studien und Forschungen über die Komplexion oder den Pigmentgehalt als eines der wichtigsten Kriterien der Konstitution ihre wissenschaftliche Bestätigung gefunden hat. Dadurch hat auch die von A. Galopin im Jahre 1886 aufgestellte Skala, welche die Reihenfolge der sexuellen Gerüche in abnehmender Stärke verzeichnet, festen Boden gewonnen. Er teilte das weibliche Geschlecht in zwei große Klassen: die Veilchenduftigen und die Ambraduftenden. Zur einen Klasse sollen alle Blondinen gehören, mit Einschluß der Rothaarigen, während der anderen alle Dunkelhaarigen zuzuzählen seien. Daraus geht hervor, daß es vor allem die Haare sind, denen die Eignung zukommt, Düfte zu speichern. Wie es ja auch hauptsächlich die behaarten Stellen des Körpers sind, welche als spezifische Duftstellen wirken und daher verschiedene Körperstellen eines und desselben Individuums qualitativ und quantitativ verschiedene Regionalgerüche produzieren. Diese sind nach Löhner[2] kompliziert zusammengesetzte Mischgerüche, die hauptsächlich von dem aus Schweiß, Hauttalg und Epidermisschüppchen gebildeten gemischten Hautsekrete der betreffenden Körperstellen ausgehen. Dabei dürfte die überwiegende Menge der Riechstoffe, wie Metzner und Löhner betonen und wahrscheinlich machen, aus den Talgdrüsen stammen, wenn auch die Geruchsaktivierung zum Teil erst durch die Vermischung mit dem Sekrete der Schweißdrüsen zustandekommt. Früher hat man im Zusammenhange mit der uralten Beobachtung, daß der Schweiß eigentümlich riecht, bekanntlich angenommen, daß die charakteristischen Riechstoffe

Digitized by Google

durch die Schweißdrüsen gebildet und ausgeschieden werden, ein Standpunkt, den neuerdings Schiefferdecker[2] teilt. Er nimmt an, daß es besonders die von ihm so genannten apokrinen, in die Haarfollikel mündenden großen Schweißdrüsen wären, die die Duftstoffe produzieren.

Löhner[2] hat nun für die von ihm ermittelten Regionalgerüche folgendes Schema aufgestellt: Regionalgerüche 1. der un- und spärlich behaarten Hautbezirke, 2. der Axillarregion, 3. der Pubesregion und 4. des behaarten Kopfes.

Die Tatsache, daß die Haare an diesen Stellen in so hervorragender Weise an der Riechstoffverbreitung beteiligt sind, brachte es mit sich, daß man ihnen die Rolle von Duftzerstreuern nach Art der „Duftpinsel" der Schmetterlinge* zuteilte und sie besonders in Beziehung zur Verbreitung sexuell erregender Gerüche brachte. Je größer die Oberfläche der Duftzerstreuer, desto intensiver der Duft. Das trifft insbesondere für die langen Kopfhaare des Weibes zu, die Jäger als „verlängerte Duftorgane" auffaßt. Ihr Duft wird oft geradezu als berauschend geschildert, wie dies aus den Versen Mörikes hervorgeht:

> Fort mit dem Geruch, dem zauberhaften; er mahnt mich
> An die Haare, die mir einst alle Sinne bestrickt."

Ein untrügliches Zeugnis von der sexuellen Bedeutung des Haarduftes gibt auch eine Stelle des Romans „Renée Mauperin" der Gebrüder Goncourt (deutsch bei Reclam). Die hierauf bezügliche Stelle lautet:

„Sobald sie von ihm schied (es ist von einer verheirateten Frau und ihrem Galan die Rede), fuhr sie mehrmals mit ihren Händen durch seine Haare und zog dann schnell ihre Handschuhe an. Und diesen ganzen und den folgenden Tag atmete sie an der Seite ihres Mannes neben ihrer Tochter, in ihrem Innern, indem sie an ihrer flachen Hand, die sie nicht gewaschen hatte, roch, ihren Geliebten ein, da sie den Duft seiner Haare einsog."

Für die stark erotische Wirkung des Kopfhaares spricht auch die oft zu beobachtende Tatsache, daß Männer gerne die Haare der von ihnen geliebten Frau, namentlich aber den Haarrand am Nacken, wo sich der Haarduft mit dem Körperduft zu mischen beginnt, beriechen. Darum wurde auch der „Bubikopf" von man-

* Bei manchen weiblichen Falterarten finden sich nämlich Duftorgane in Form von „Dufthaaren". Es handelt sich dabei um schuppenartig verbreiterte Haare, die an ihrer Basis mit einer Drüsenzelle in Verbindung stehen, im Innern von einem Maschenwerk von Hohlräumen durchzogen werden und an ihrer Oberfläche Poren tragen, durch welche die Riechstoffe austreten können (J. Meisenheimer, Geschlecht und Geschlechter, Bd. I).

Digitized by Google

chen Männern begeistert begrüßt, weil, wie Hans Glenk es offen gestand (Prager Tagblatt 1924, Nr. 288), „der Nacken der Geliebten sich um vieles süßer küßt unterm geschnittenen Haar als unterm nadelgespickten Knoten".

Fassen wir nun unsere Ausführungen über das Kopfhaar zusammen, so ergeben sich folgende Punkte:

1. Die mächtige Entwicklung des Kopfhaares beim Weibe ist als sekundärer Geschlechtscharakter aufzufassen. Die Glatzenbildung ist als normales männliches Sexualmerkmal zu werten. Das Kopfhaar hängt zwar nicht mit der geschlechtlichen Entwicklung zusammen, steht aber hinsichtlich seiner Länge unter dem Einflusse der Keimdrüsen.
2. Das Frauenhaar bietet durch seine Weichheit, seine Beweglichkeit, durch seine Farbe und seinen Duft einen mächtigen sexuellen Anreiz für den Mann.
3. Die außerordentliche Sorgfalt, welche man bei fast allen Natur- und Kulturvölkern auf den Haarschmuck und Haarputz verwendet, deutet auf die wichtige Rolle des Kopfhaares als „Erreger geschlechtlicher Leidenschaft" und zeigt, wie innig ein schönes Haar mit dem Ideal der Schönheit in der menschlichen Form verbunden ist.
4. Aus diesen Gründen sind wir berechtigt, das Kopf- oder Haupthaar, als mit der Sexualsphäre und damit mit der Erotik zusammenhängend, in unsere Untersuchung, Erforschung und Darstellung der Sexualbehaarung mit einzubeziehen.

IX. Die Sexualbehaarung

Zur Sexualbehaarung im engeren Sinne zählen wir die Barthaare, die Haare in den Achselhöhlen und die Behaarung der Schamgegend. Der Ausdruck „Sexualbehaarung" besagt, daß das Auftreten und Wachsen der genannten Terminalhaarfelder mit der Geschlechtsreifung, d. i. jenem Lebensabschnitt des Menschen zusammenfällt, in welchem die Keim- oder Sexualdrüsen aus dem Zustand verhältnismäßiger Unentwickeltheit und Untätigkeit in den endgültigen der Ausbildung und Gebrauchsfähigkeit übergehen. Die Ausbildung der Keimdrüse ist jedoch nicht der Anstoß der Terminalhaarbildung, aber ohne die Ausbildung der Sexualdrüse kann, wie Pinkus richtig hinweist, die Terminalbehaarung doch

Digitized by Google

nicht erfolgen. Die Terminalhaarbildung ist eine selbständige Anlage, sie steht aber, wie schon früher dargelegt wurde, unter dem Schutz der sich ausbildenden Sexualdrüse („protektive Wirkung", Halban). Werden beim Kind die Keimdrüsen entfernt oder tritt ein Wachstumsstillstand derselben ein, so bleiben die Pubertät und damit auch die sekundären Geschlechtsmerkmale — und zu diesen gehört auch die Sexualbehaarung — aus. Daß jedoch neben den Keimdrüsen auch die Hypophyse und Nebenniere in maßgebender Weise in den Pubertätsprozeß eingreifen, haben wir auch schon an früherer Stelle des genaueren hingewiesen. Hier wollen wir nur noch eindringlich betonen, daß innige Wechselbeziehungen zwischen Keimdrüsen, Nebennierenrinde und Hypophysenvorderlappen bestehen, und daß ein regelrechter Ablauf der Pubertät und damit eine regelrechte Entwicklung der Sexualbehaarung an ein richtiges Zusammenspiel dieser drei Blutdrüsen gebunden ist.

Hierzu ist zu bemerken, daß die Reihenfolge der körperlichen Pubertätsänderungen und damit auch des Auftretens der Terminalhaarfelder ebenso verschieden ist wie die Zeit, in der sie zum Ablauf kommen. So tritt beim Mädchen das Körperhaar am Schamberg, mit der typischen horizontalen Abgrenzung nach oben, im 13. Lebensjahr hervor, im 15. zeigen sich die Achselhaare (Stratz[2]). Nach Priesel und Wagner erfolgt das Auftreten der sekundären Geschlechtscharaktere beim Mädchen in folgender Reihenfolge: 1. Rundung der Hüften, 2. Entwicklung der Mammae, 3. Schambehaarung, 4. Axillarbehaarung. Diese Merkmale folgen nicht aufeinander, sondern interferieren miteinander derart, daß bei noch sprossender Brust schon die Schambehaarung einsetzt. Manchmal aber kommt es zu frühzeitigem Auftreten der Achselhöhlenbehaarung. Als erstes Zeichen beginnender Geschlechtsentwicklung beim Knaben beginnt die Schambehaarung mit dem 13. bis 14. Lebensjahre; im 14. Jahre sind die Schamhaare glatt und spärlich, im 15. gekräuselt und ziehen in spitzer Linie bis zum Nabel. Im 16. bis 17. Lebensjahre treten auch die Achselhaare auf, und im 18. beginnt die Sprossung der Barthaare auf der Oberlippe.

X. Das Barthaar

Wir wollen nun unsere ausführlicheren Darlegungen über die Sexualbehaarung mit dem Barthaar beginnen, da dieses unter allen Terminalhaarfeldern das ausgeprägteste sekundäre Sexus-

Digitized by Google

zeichen ist. Es ist ein so ausgeprägtes Stigma für die Spezifität des Geschlechtes, daß man bei einer Frau, die stärkeres Barthaar aufweist, ohne weiteres auf eine weitgehende Anomalie oder Störung im endokrinen System schließen kann, worüber noch Genaueres zu sagen sein wird.

Pinkus weist darauf hin, daß, während Pubes- und Achselhaare wohl keiner Menschenrasse fehlen, namentlich aber die Pubesbehaarung ganz allgemein verbreitet ist, der Bart in weiten Grenzen schwankt. Die meisten Rassen des Menschengeschlechts sind schwach bebartet (Mongolen, Malaien, Neger in allen ihren Abarten, sämtliche Eingeborenenstämme Afrikas und Amerikas) in jüngerem Alter und erhalten erst in späteren Jahren einen stärkeren Bartwuchs. Stark bebartet sind die nordischen weißen Völker und die wohl zu ihnen gehörigen Ainos, die braunen mediteranen Völker, die nicht malaischen oder mongolischen Völker Asiens und die australischen Eingeborenen. Das so verschiedene Verhalten der Bartbildung bei den Menschenrassen läßt sich nach Sokolowsky einerseits auf das Alter und die Abstammung derselben zurückführen, denn es kann kein Zufall sein, daß sich z. B. bei den Wedda, Senoi und Indianern eine in ihrer Ausbildung noch so primitive Form des Bartes nachweisen läßt, während dieser bei den Australiern und Ainos, wie namentlich bei uns Europäern ausgeprägten Sexualcharakter angenommen hat. Bei der verschiedenartigen Ausbildung des Bartes innerhalb der Menschenrassen darf nicht vergessen werden, daß wir sie nicht nur auf Abstammung zurückführen können, sondern daß im wesentlichen hierbei züchterische Auswahl des Menschen selbst tätig war. Es handelt sich der Hauptsache nach um die Frage, ob die für die sonstige Haararmut des Menschen auffallende Bartbildung als ein Erbteil aus stammesgeschichtlicher Herkunft zu betrachten ist oder ob der Bart als eine Neuerwerbung des Menschen aufgefaßt werden muß. Nach Sokolowsky ist der Bart des geschlechtsreifen Menschen auf eine Umwandlung des aus sinuösen in einen solchen aus asinuösen Haaren bestehenden Urbart zurückzuführen. Wenn auch in letzter Linie dieser Bart des Menschen seiner vollen Entfaltung nach auf sexuelle Ursachen zurückgeführt werden muß, so hält Sokolowsky dennoch an der Anschauung fest, daß der Bart seiner Entstehung nach aus sinuöser Herkunft aufzufassen ist. Daran könne auch die Tatsache nichts ändern, daß der embryonale Urbart beim Menschen vor der Geburt verschwindet. „Wir können heute eben die ersten Stadien seiner Entwicklung

Digitized by Google

nicht nachweisen, die Übergänge vom Urbart zum definitiven Bart sind verlorengegangen — und zwar infolge des ausgeprägten sexuellen Charakters des Bartes. Berücksichtigt man aber, daß eine schwache Bartbildung sich bei Frauen, namentlich dunkelhaarigen, nicht nur im späteren Leben nach Verlust der Menses zeigt, sondern auch im jungfräulichen Alter durch geringe und zarte Behaarung an den Mundwinkeln, so haben wir in dieser Tatsache ein Bindeglied zu sehen von der Zeit der Umbildung des Bartes aus sinuösen in asinuöse Haare, in welcher Periode beiden Geschlechtern ein schwachentwickelter asinuöser Bart als Umwandlungsüberrest des ursprünglichen Spürhaarbartes zukam. Erst später entfaltete sich beim männlichen Geschlecht durch sexuelle Auswahl der definitive Bart des Mannes, während der Weiberbart sich rückbildete resp. völlig verschwand, höchstens aber in den geschilderten Spuren noch nachweisbar blieb. Die Bartlosigkeit wurde zum Sexualcharakter des Weibes." Dieser Anschauung Sokolowskys steht die Ansicht von Alex. Brandt gegenüber, die den progressiven Charakter der Barthaare hervorhebt und die Ausbildung des rezenten menschlichen Bartes für noch nicht abgeschlossen betrachtet und seine weitere Übertragung auch auf das weibliche Geschlecht als wahrscheinlich hinzustellen versucht. Er bestreitet die Darwin-Häckelsche Auffassung, daß der Mensch, oder vielmehr ursprünglich die Frau ihr Haarkleid zu ornamentalen Zwecken verlor. Einen ähnlichen Standpunkt wie Brandt nimmt auch Wiedersheim ein, wenn er darauf hinweist, daß schon das späte, an die Geschlechtsreife geknüpfte Auftreten des männlichen Bartes diesen zu einem sekundären Geschlechtsmerkmal stempelt und ihn nicht als ein Überbleibsel aus früheren Epochen auffassen läßt. Er ist also nicht als ein auf dem Aussterbeetat befindliches Gebilde zu beurteilen. Träfe letzteres zu, so würde er vermutlich früher auftreten und sich nicht so bedeutend differenzieren, wie dies tatsächlich der Fall ist. Der Bart gehört nach Wiedersheim in die bei Säugetieren wenig verbreitete Kategorie der stärkeren Lang- oder Dauerhaare, wie Mähne und Schweif des Pferdes, und neigt nicht selten, wie Bärte von über zwei Meter Länge beweisen, sogar zur Überbildung. Dies wäre bei einem atavistischen Gebilde kaum denkbar. Wäre der Bart als solches zu betrachten, so müßte erwartet werden, daß er bei niederen Menschenrassen, namentlich in früheren Lebensperioden, am besten ausgebildet wäre, was tatsächlich nicht der Fall ist.

Digitized by Google

Wenn wir uns die Ansicht von Brandt und Wiedersheim zu eigen machen, bleibt nur der Schluß übrig, daß der menschliche Bart ein progressives, sekundäres Geschlechtsmerkmal darstellt, in dessen Besitz viele Völker — wir haben sie oben unter den schwach bebarteten Rassen des Menschengeschlechts angeführt — nicht oder noch nicht getreten sind. Eine befriedigende Erklärung dafür steht allerdings noch aus.

Was nun das Aussehen, die Form und Gestaltung des männlichen Bartes anlangt, so bedeckt der stärkst entwickelte Bart — wir folgen hier wieder der Darstellung von Pinkus — beide Wangen bis fast an die Augen, Kinn, vordere und seitliche Halspartien und die Lippen, so daß Stirn mit Augen, Nase und ganz wenig von den Wangen wie aus einem Haarwald hervorstehen. Vor den Ohren wandelt sich das Kopfhaar mit ziemlich scharfer Grenze in das sehr viel stärkere Barthaar um. Eine gewisse und im Laufe des Lebens ganz langsam aufwärts rückende Hautpartie trägt Kopfhaar und Barthaare gemischt, so daß es nicht selten ist, daß bis über den oberen Rand der Ohrmuschel empor noch einzelne starke, zum Bart gehörige Haare inmitten der Schläfenbehaarung zu finden sind. Der Bart hat nach dem Ohre zu eine absolut scharfe Grenze, zwischen ihm und dem Ohr besteht eine feine Lanugo. Diese von starkem Barthaare freie Grenze kann bis zwei Zentimeter breit sein.

Ganz schwacher Bartwuchs bedeckt die Oberlippe, zieht als Streifen isoliert stehender Haare in der Wangenregion dicht vor dem Ohre abwärts, läßt fast die ganze Wange frei, bedeckt eine kleine mittlere Partie in der Mitte der Unterlippe, läßt aber deren Seitenfläche frei und ebenso den vorderen oberen Teil des Kinns, bedeckt schütter das Kinn und läßt zwischen Kinnbart und Backenbart noch einen größeren kahlen Fleck auf der Wange.

Die Haare des Schnurrbartes sind meistens kürzer als die Backenbarthaare. Erstere erreichen selten 10 cm Länge, während die Länge der Backenbarthaare meistens nicht unter 30 cm ist. Ausnahmsweise kommen viel längere, ja körperlange Haare im Backen- und Kinnbart vor.

Die physiologischen Funktionen des Männerbartes

Wenn wir nun nach der physiologischen Aufgabe und der funktionellen Rolle des Männerbartes fragen, so kann auch für ihn, wie für die anderen Terminalhaarfelder, sowohl eine Schutz- als

Digitized by Google

auch eine Nützlichkeitsfunktion abgeleitet werden. Doch können wir in diesen Leistungen im Sinne Löhners[1] nur eine Nebenwirkung sehen, die nicht in ursächlicher Beziehung zur primären Entstehung oder sekundären Weiterbildung des Bartes steht. So kommt ihm, wie wir schon im allgemeinen Teil erwähnten, nach Friedenthal[2] eine gewisse Kälteschutzwirkung zu. Und wir können uns ganz gut vorstellen, daß ein langer dichter Vollbart den Hals vor Kälte zu schützen vermag, beim Schnurrbart kann aber ein solcher Schutzzweck beim besten Willen nicht entdeckt werden. Dem Schnurrbart könnte man eher, seiner topographischen Lage entsprechend, die Aufgabe einer Auftrocknungseinrichtung zuschreiben, indem er die von der Oberlippe rinnenden Schweißtropfen festhält, um zu verhindern, daß diese in den Mund gelangen. Eine Nützlichkeitseinrichtung, die in gewissem Sinne auch dem Kinnbart zu eigen ist. Diesem sowie auch dem Backenbart kommt in diesem Zusammenhange auch noch eine andere Aufgabe zu, die allerdings schon als Sexualfunktion aufzufassen ist. Dadurch nämlich, daß die Barthaare den Schweiß festhalten, werden sie wie das Haupthaar zu Duftpinsel und Zerstäuber des auf manche Frauen sexuell wirkenden Schweißgeruches. Wie denn auch der Duft des männlichen Bartes, wie P. Schiefferdecker[3] sich ausdrückt, als sehr stark und erregend beschrieben wird. Derselbe Autor[4] macht in einer andern einschlägigen Arbeit die Mitteilung, daß er in der Wangenschleimhaut primitiver Rassen (Australneger) eigenartige, hauptsächlich venöse Gefäßbündel gefunden habe, die anfänglich an den Haaren emporsteigen, dann von ihnen abbiegen, um schließlich zu ganz außerordentlich stark entwickelten Talgdrüsen zu führen. Schiefferdecker vermutet nun, daß dieses „Hautdrüsenorgan" die Aufgabe hat, für eine reichliche Einfettung des Backenbartes zu sorgen, der dadurch zu einem Sexualduftzerstäuber im obigen Sinne wird. Daß dem Bart, vor allem dem Schnurrbart, eine besondere Sexualfunktion als sexuell-taktil wirksame Einrichtung zukommt, haben wir schon an anderer Stelle erwähnt und hingewiesen, daß Haeckel die „Tasthaare am Mund", also den Schnurrbart, als sexuelle Behaarung zu den Koeffizienten der körperlichen Berührung bei der Kontrektation rechnet.

Hierzu wäre zu bemerken, daß es viele weibliche Wesen gibt, die besonders Männer mit kurzgeschnittenem Schnurrbart, der sogenannten „Bürste", lieben, weil diese beim Küssen einen sehr angenehmen erotischen Kitzel hervorruft.

Digitized by Google

Die wichtigste Sexualfunktion kommt jedoch dem Bart des Mannes als erotisch-optisch wirksame Schmuckbildung zu. Denn der Bart galt seit jeher als eine Hauptzierde des Mannes („decus et ornamentum viri"), und stets war der Mann stolz auf seinen Bart, durch den er eigentlich erst zum Manne gestempelt wurde. So bildete z. B. in Rom die erste Bartschur eine Männerweihe, die festlich begangen wurde, trotzdem sie nicht notwendig mit der Annahme des eigentlichen Abzeichens des erwachsenen römischen Bürgers, der „toga virilis", zusammenfallen brauchte (Stoll). Denn schon damals, sowie auch heute noch, galt das bloße Vorhandensein des Bartes beim Manne als Symbol geschlechtlicher Reife. „E testibus barba nascitur" sagt schon Helmont. In dieser Eigenschaft muß der Bart zweifellos als sexueller Reiz wirken. Und die Meinung Ebles, die er im Jahre 1831 in seiner „Lehre von den Haaren" aussprach, daß der Samen unzweifelhaften Einfluß auf die Entwicklung des Bartes äußere, daß ein schwacher Bart, noch mehr aber der gänzliche Mangel eines eigentlichen Bartes, ceteris paribus, ein Zeichen einer schwachen Konstitution sei, erhielt durch die moderne Lehre von der inneren Sekretion der Keimdrüsen und anderer sogenannter Blutdrüsen eine wissenschaftliche Stütze. Daß die Entwicklung der Barthaare mit der Funktion der Keimdrüsen in Zusammenhang steht, zeigt vor allem die Tatsache, daß Kastraten, wenn ihnen die Hoden vor der Pubertät weggenommen wurden, keinen Bart bekommen, und daß die nach Eintritt der Geschlechtsreife ausgeführte Kastration auf das Wachstum des Bartes einen destruierenden Einfluß ausübt, wie das durch viele Beobachtungen hinreichend erwiesen ist (Rieger, Stieda, Gallavardin und Rebattu u. a.). Darwin noch führt, wie wir aus früherem wissen, die Entstehung aller Geschlechtsunterschiede und damit auch die der Behaarung auf die geschlechtliche Zuchtwahl zurück und trägt dem chemischen Zusammenhang zwischen Haarwachstum und Drüsen mit innerer Sekretion keine Rechnung. Demgegenüber wissen wir heute auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen (vor allem Friedenthals), daß die größere Geschlechtsverschiedenheit der polygam lebenden Tiere nicht auf eine Auslese der am auffälligsten (schönsten) gestalteten Männchen von seiten der Weibchen zu beziehen ist, sondern auf eine reichlichere Absonderung der auch das Haarwachstum befördernden Stoffe in das Blut von seiten lebhaft funktionierender Hoden. Die am lebhaftesten variierenden Männchen werden also nicht deshalb die meiste Nachkommenschaft erzeugen,

Digitized by Google

weil sie den Weibchen am besten gefallen und von den Weibchen anderen Männchen vorgezogen werden, sondern weil ihre Variabilität der morphologische Ausdruck gesteigerten Hodenstoffwechsels ist. Die Stoffwechselprodukte des Hodens gelangen in den Kreislauf und erzeugen nicht nur das vermehrte Wachstum der Haut und ihrer Anhangsgebilde, sondern auch Vermehrung der Muskelkraft und Energie der Nervenzentren, welche für den Sieg des kämpfenden Männchens entscheidend ist. Auch beim Menschen ist Muskelkraft und Energie des Zentralnervensystems abhängig vom Hodenstoffwechsel und zugleich in vielen Fällen maßgebend für die Erzeugung zahlreicher Nachkommenschaft.

Und während noch im Jahre 1907 G. Lomer eingestehen mußte: „Ob und inwieweit etwa durch Liebesaffektion das Wachstum des Bartes beeinflußt oder gefördert wird, wissen wir bis jetzt — mangels jeglicher maßgebender Beobachtung — nicht. Für möglich halte ich es. Der Stoffumsatz ist ja im ganzen wesentlich gesteigert, das körperliche Wohlbefinden merklich gehoben — da liegt es nahe, auch eine Beeinflussung der trophischen, d. h. formbildenden Nervenfunktionen anzunehmen", konnte im Jahre 1913 Stekel[2] eine Arbeit veröffentlichen, in der er mitteilte, daß er bei einem abstinenten Jüngling Fehlen des Bartwuchses konstatieren konnte. Wenn dann die Abstinenz aufgegeben wurde, trat eine auffallende Verstärkung des Bartwuchses zutage*. Daß die sexuellen Funktionen in enger Beziehung zum Haarwachstum stehen, beweist u. a. auch der Fall, den Lespinne berichtet, und der einen jungen Mann betraf, bei dem sich vor jedem Rezidiv einer Apolecia areata eine vollständige sexuelle Impotenz zeigte.

Alle diese Beobachtungen lassen uns die These Friedenthals[1] recht gut verstehen, die dahin lautet, daß der Bart nicht deshalb ein Geschlechtsmerkmal bildet, weil er der Frau gefällt und diese solche Männer zur Erzeugung der Nachkommenschaft bevorzugt, sondern daß der Männerbart der geschlechtlich erregten Frau gefällt, weil er gewohnheitsmäßig mit Kraft und Stärke verbunden auftritt. Daher das demütigende Gefühl für den Jüngling, sich keinen Schnurrbart „drehen" zu können, oder — auf die heu-

* Wie umgekehrt H. C. Braun bei Frauen in Zeiten vollständiger unfreiwilliger Abstinenz unannehmliche Vermehrung der Behaarung im Gesicht beobachten konnte, während zu Zeiten der sexuellen Hyperaktivität weitgehender Haarausfall eintrat. (The etiology and treatment of superfl. hair. The Journ. of the Amer. med. Ass. Bd. 59, Nr. 2, 1912.)

Digitized by Google

tige, mehr oder minder noch bestehende bartlose Mode bezogen — nicht damit prahlen zu können, daß er sich fast täglich seinen Schnurrbart rasieren müsse.

Für die Rolle des Bartes als sekundäres Geschlechtsmerkmal par excellence ist es übrigens bezeichnend, daß der asketisch-christliche Geist, worauf Havelock Ellis hinweist, immer versucht hat, den Haarwuchs möglichst zu beschränken oder zu verbergen.

Abgesehen indes von diesen religiösen Einflüssen hat auch sonst fortwährend eine künstliche Veränderung des Bartes stattgefunden, und hat man immer wieder versucht, dem Bartwuchs im Gesicht des Mannes Einhalt zu tun, ihn gänzlich zu entfernen. Das habe zur Folge, meint A. Moll, daß ein sehr wesentlicher sekundärer Geschlechtscharakter nicht mehr die Rolle spiele für die sexuelle Auslese, wie ursprünglich. „Wenigstens halte ich es", bekennt er deshalb, „nach dem Gesetze vom Untergang des Nichtgebrauchten für wahrscheinlich, daß hier eine Eigenschaft, die in ihrer natürlichen Beschaffenheit nicht mehr als sexuelles Reizmittel verwendet wird, auch an Reizkraft einbüßen muß, wenn auch erst im Laufe vieler Generationen durch die akkumulierende Wirkung der Vererbung", und meint weiter, „daß im Laufe vieler Generationen die sexuelle Erregbarkeit des Weibes durch eine wesentliche Eigenschaft des Mannes, den Bart, abnehmen muß, wenn diese Eigenschaft immer wieder künstlich verändert oder gänzlich entfernt wird. Gerade dadurch wird die sexuelle Reaktionsfähigkeit auf diesen sekundären Geschlechtscharakter leiden . . ." Demgegenüber möchten wir betonen, daß der Einfluß der Geschmacksrichtung auf Ausbildung körperlicher Merkmale ein sehr geringer ist. Das zeigt wohl am schlagendsten die schon von Friedenthal[1] angeführte Tatsache, daß Fortschaffung der Geschlechtsbehaarung im Gesicht durch Rasieren nicht zu einer Verminderung der erblichen Tendenz zur Terminalbehaarung führt. Durch den Reiz des Rasierens, sagt Friedenthal, wird auf prädisponierten Stellen das Haarwachstum in ganz ähnlicher Weise wie durch gesteigerten Hodenstoffwechsel zu vermehrter Terminalhaarbildung angeregt und um so dichterer und stärkerer Haarwuchs erzeugt, je lebhafter das Verlangen von Mann und Frau (z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika*) nach Fortfall dieses Geschlechtsunterschiedes

* Nur während der Examenszeit ist es in einigen studentischen Fraternities (Studentenverbindungen) Sitte, daß die ihnen angehörigen Mitglieder sich den Bart wachsen lassen: ein Symbol für die Ausschließlichkeit der geistigen Konzen-

Digitized by Google

sich in häufigem Rasieren der Männer äußert. Ganz unzweifelhaft besteht, wenn wir von den Auswüchsen der Geschmacksrichtungen bei Kulturnationen absehen, ein Zusammenhang zwischen Geschmacksrichtung und Körperbildung in der Weise, daß wir in dem ästhetischen Wohlgefallen an einer bestimmten Körperform den unbewußten Ausdruck der Anerkennung einer artförderlichen Eigenschaft zu erblicken haben. Die Frau der haararmen und meist passiveren Menschenrassen wird deshalb nicht die Individuen mit stärkerem Bartwuchs bevorzugen, weil bei ihr die instinktive, d. h. unbewußte Ideenassoziation von Bart auf Kraft und Stärke sich gar nicht ausbilden konnte*. Die Frau der haarreichen Menschenrassen aber erblickt ganz unbewußt im allgemeinen im Bart des Mannes das äußere Zeichen von regem Hodenstoffwechsel, von Muskel- und Nervenkraft, weil tatsächlich die innere Sekretion des tätigen Hodens alle diese Eigenschaften verstärkt (Friedenthal[1]).

Um so merkwürdiger mutet es einen an, wenn man liest, daß eine Schrift des Kaisers Julian „Misopygon" überhaupt den Bart als Ausdruck der Geschlechtlichkeit verwarf, und eine sehr sonderbare Ethymologie (nach Kleinpaul) das Wort Anthropos, Mensch als „ohne Stachel" erläutert, mithin im Rasieren das eigentliche Specificum des Menschen gesucht hat (Lessing).

Wie ja auch heute wieder einmal der Schnurrbart bei uns so ziemlich aus der Mode gekommen ist. Vielleicht gar, um den erlöschenden Geschlechtstrieb, wie einst die alten Römer annahmen, durch vieles Rasieren wieder reger zu machen**. Oder weil, wie

---

tration auf die Arbeit, die für weltliche Dinge keinen Spielraum mehr läßt, wie auch ein Verzicht auf den Flirt, da das amerikanische Mädchen jedem nichtrasierten Manne glatt aus dem Wege geht. (R. Michels, Sittlichkeit in Ziffern? München 1928, 100.)

* Die Männer der haararmen Rassen pflegen sogar die ersten Spuren der Bartbildung durch Ausreißen noch zu verwischen, weil der Bartwuchs zu dürftig ist, um den vollen Wert einer auszeichnenden Männerzier beanspruchen zu können (Stoll).

** Eine Ansicht, der auch noch Eble huldigt, wenn er sagt, es sei außer allem Zweifel, daß das frühzeitige Kultivieren und Hervorlocken des Bartes die Zeugungsteile sympathisch (!) zu einer größeren Tätigkeit anrege, und so höchstwahrscheinlich durch absichtliche oder zufällige Beförderung der Pubertät nicht selten den Grund zur Onanie, oder überhaupt zur Wollust oder frühzeitiger Verschwendung des Samens lege. Er beruft sich auf Hospinian, der schon die frühzeitige Beschleunigung des Bartwuchses durch öfteres Rasieren für ein Mittel zur Erweckung des Geschlechtstriebes erkannte (qui non potest indulgere veneri, radatur).

Digitized by Google

Schopenhauer meint, der Bart mit fortschreitender Kultur verschwinden muß?

Wies Schopenhauer auf die Bartlosigkeit als „Kulturbarometer" hin, so erklärten andere wieder die Entfernung des Schnurrbartes mit Nützlichkeitsgründen und Reinigungsvorschriften: Berührung des Schnurrbartes mit Speise und Trank; auf See Festsetzen von Eis und Schnee im Schnurrbart usw. Nun pflegen Nützlichkeitsgründe, wie H. Mötefindt sehr richtig sagt, gewöhnlich abgeleiteter Natur und immer erst zu einer Zeit entstanden zu sein, in der die wahre Bedeutung der Sache nicht mehr bekannt war. Dies treffe auch bei der von ihm beschriebenen Barttracht, der sog. Fräse, zu, bei der der Bart rings um das Gesicht herum wie ein Kranz (daher auch „Kranzbart" genannt) getragen wird, die Oberlippe aber glatt ausrasiert ist, und die wir in Europa auch heute noch bei Fischern und Schiffern, verschiedentlich auch bei der Bauernbevölkerung finden. Auch bei der Fräse sprächen nun viele Punkte dafür, daß diese Barttracht ursprünglich eine symbolische Veranlassung hatte, die in engster Verbindung mit religiösen Anschauungen stand (wohl ähnlicher Art wie die partielle Kastration).

Als ein solches Symbol partieller Kastration könnte man auch die glatten Gesichter der heutigen Männer und Jünglinge auffassen, da sie ja auf die Gleichstellung der Geschlechter zurückgeführt werden, deren eine Phase wir derzeit erleben und in der die Tendenz auf Abschwächung der durch die eingeschlechtliche Vorherrschaft geschaffenen Unterschiede in Körpergestalt und Tracht gerichtet ist (Vaerting).

Allerdings tragen nicht nur bei uns, sondern auch in England und Amerika viele Männer und Jünglinge, die Wert darauf legen stets „modern" zu sein, bereits wieder den Schnurrbart, zumindest das Schnurrbärtchen à la Menjou. Die Ära der „Angleichung" geht langsam aber sicher wieder ihrem Ende zu, so daß man im Schnurrbart wohl eine Zukunft männlicher „Emanzipation" erblicken darf, eine Bekräftigung von Weinigers M im Mann.

Der Frauenbart

Die Entwicklung des Bartes im Klimakterium bei Frauen ließe sich in diesem Sinne als letzter Trumpf, den die Natur auszuspielen vermag, auffassen. Doch nur seine Entwicklung bei älteren Frauen in den Wechseljahren, bei denen es sich nicht mehr

Digitized by Google

um einen „Schatten, der auf der Oberfläche spielt", um eine „dunkle Tinte, die das Rot der Lippen hervorhebt", und wie die lüsternen Bewunderer dieser kuriosen Schönheit sie sonst noch zu besingen pflegen, handelt, sondern mitunter um einen — wie ihn Max Nordau in seinen Kulturstudien „Vom Kreml zur Alhambra" bei den französischen Provençalinnen entwickelt gesehen haben will — „richtigen Kinn-, Schnurr- und Backenbart, der nach dem Schermesser schreit und namentlich im höheren Alter hexenhaft abstoßend wirkt". Nordau mußte, wie er in seinem Werke weiter mitteilt, mit Bedauern feststellen, daß „das edle Gesicht der Provençalin durch eine ganz männliche Behaarung grausam entstellt wird, die schon beim zehnjährigen Mädchen als schwacher Flaum erscheint und bei der Zwanzigjährigen bereits Husaren- und Sappeur-Dimensionen angenommen hat".

Zenora Pastrana.

Abb. 6. Auftreten männlicher Behaarung beim Weibe. Das Bild stellt die 35 Jahre alte Marie Lent, genannt Zenora Pastrana, dar.

Die Beschreibung, die Nordau von den von ihm beobachteten Frauenbärten gibt, entspricht beiläufig der Einteilung, die Bartels[1] in bezug auf die Formen des weiblichen Bartes getroffen hat, von dem er drei Grade unterscheidet. Erstens das sog. „Bärtchen" junger Frauen („le duvet" der Franzosen), eigentlich nur ein stärkeres Wachstum der an den Bartstellen immer mehr als anderwärts entwickelten Lanugo der Oberlippe, der Masseterengegend, mitunter des Kinns. Zweitens der Bart der klimakterischen Frauen, und drittens ganz gehörige Bärte, die sich in nichts von denen des männlichen Geschlechtes unterscheiden und bei Frauen jeden Alters auftreten.

Das Frauenbärtchen — ein mehr oder minder starker Flaum

Digitized by Google

an der Oberlippe, namentlich an deren lateralen Enden (vielfach gemeinsam mit Flaumbehaarung an den lateralen Wangenseiten als Fortsetzung der Kopfbehaarung) — ist, wie G. Behrend mit Recht betont, ein keineswegs so seltenes Vorkommnis, als man allgemein anzunehmen pflegt. Es wird nur deshalb so selten beobachtet, weil die Trägerinnen dieser subnormalen Bildung dieselbe nicht zur Schau tragen, sondern im stillen Kämmerlein und streng abgeschlossen von jedem spähenden Auge jedes Härchen, das die Oberfläche der Haut überragt, sofort entfernen aus Angst, von Cupido, wie Fink sich ausdrückt, „in Verruf erklärt zu werden".

Abb. 7. 25jährige Frau mit starker Hypertrichosis faciei und wohlausgebildeter calvities frontalis. (Nach O. Stein.)

Wie wir schon an früherer Stelle dargelegt haben, gelten weibliche Individuen mit stärker ausgeprägtem Haarkleid als besonders erotisch, weshalb auch ein kleiner Anflug von Schnurrbart bei Frauen von vielen Männern als eine Genußsteigerung versprechende Pikanterie angesehen und gesucht wird. „Ich weiß wohl", sagt Nordau (a. a. O.), „daß es einen unreinen Geschmack gibt, der für einen Schnurrbart auf weiblicher Lippe wegen der ihm, wahrscheinlich mit Unrecht, zugeschriebenen symptomatischen Bedeutung geradezu schwärmt."

Anders als mit dem Frauenbärtchen, das als länger und dunkler gewordene Lanugo als kleiner Schatten an den seitlichen Enden der Oberlippe auftritt, steht es mit dem Schnurr- und Backenbart bei weiblichen Wesen, der sich durch Umwandlung einzelner Lanugohaare an den seitlichen Oberlippenteilen, am Kinn und Hals, seltener an den Wangen entwickelt. Diese Bartbildung beginnt oft schon recht früh, gegen das 20. Jahr hin, nimmt aber, wie Pinkus betont, stets nur sehr langsam, wenn auch unaufhaltsam, bis zur Menopause hin zu, um dann einen stärkeren Anstoß zur Bildung zu erlangen. Demgegenüber behauptet die amerikanische Ärztin M. Trotter, daß eine ganz gleichmäßige Zunahme während des ganzen Lebens stattfinde. Wie immer dem auch sei, auf jeden Fall stellt bei dieser über Jahrzehnte hin sich erstreckenden Entwicklung der Frauenbart im allgemeinen immer nur einen Rest — wie Pinkus sich ausdrückt — kümmerlicher, kurzer,

Digitized by Google

höchstens 2—3 cm langer, weit voneinander entfernt stehender gekräuselter Stoppeln dar, so daß man diese Behaarung, falls sie in derselben Weise bei einem Manne aufträte, wohl kaum mit dem Namen „Bart" bezeichnen würde.

Nichtsdestoweniger bilden diese an den für das männliche Geschlecht typischen Stellen hervorsprossenden Haare einen argen Schönheitsfehler, der so manche Frau unglücklich macht, ja oft zu schweren psychischen Depressionen führen kann. Von jenen Bärten ganz abgesehen, die sich in nichts von jenen des männlichen Geschlechtes unterscheiden und oft zu wahren Grenadierbärten ausarten können.

Die pathologischen Grundlagen des Frauenbartes

Da haben wir nun zu berücksichtigen, ob der Frauenbart, der sog. Altweiberbart, d. i. die Heterogenie der Behaarung, d. h. das Auftreten abnormer Behaarung beim falschen Geschlecht, in unserem Falle also bei Frauen an den für Männer typischen Stellen, das einzig hervortretende Merkmal eines heterosexuellen Einschlags bildet oder ob die Gesichtsbehaarung Teilerscheinung eines ausgeprägten Virilismus ist. Was dahin zu verstehen ist, daß Frauen mit ausgesprochenen Bärten auch meistens männliche Form der Schambehaarung und männliche Behaarung des übrigen Körpers, besonders der Brust und der Beine, ferner eine tiefere Stimme, eventuell Schwund der Mammae usw. zeigen.

Was die geringeren Grade der weiblichen Gesichtsbehaarung anlangt, die sich nur graduell, nicht prinzipiell von den stärker ausgesprochenen unterscheiden, so werden sie in der Mehrzahl mit genitalen Störungen in Zusammenhang gebracht*. Ich[1] habe schon im Jahre 1911 in meinem Buche „Hautkrankheiten sexuellen Ursprungs bei Frauen" darauf hingewiesen, daß eine ausgesprochene Bartbildung bei Frauen fast immer mit einer nachweisbaren Störung der Keimdrüsenfunktion verbunden ist. Inzwischen ist unser Wissen darüber gewaltig erweitert worden, und gerade heute stellt das Problem des Frauenbartes eine der aktuellsten und meistdiskutierten Fragen der Biologie und Pathologie dar.

Während noch im Jahre 1876 Max Bartels[2] in Hinsicht auf das Auftreten des Bartes beim weiblichen Geschlecht eingestehen

* In einer in meinem Besitz befindlichen Inauguraldissertation aus dem Jahre 1664, betitelt: „De foeminis ex suppressione mensium barbatis", sind die bis dahin darüber aufgestellten Theorien aufgezählt.

Digitized by Google

mußte: „Eine Erklärung für diese Zustände haben wir eigentlich nicht", stellte zwanzig Jahre später v. Herff schon eine mutmaßliche Ätiologie dafür auf. Er berichtete im Jahre 1896 über einen Fall, in welchem ein Jahr nach der Kastration einer Frau bei derselben eine mäßige Bartentwicklung auf den Lippen und den oberen Seitenpartien der Wangen, stärkere Behaarung der Umgebung der Mammae und der Brustbeingegend auftrat, als deren Ursache er den Fortfall der Ovulation bezeichnete. Hegar[1] bemerkte dagegen stärkeres Emporsprossen der Haare im Gesicht bei kastrierten Frauen in den seltensten Fällen, er[2] erwähnt aber Bartwuchs bei weiblichen Geisteskranken, die keinerlei Funktionsanomalien der Genitalien zeigten, so daß er eine „vererbte Entwicklungsstörung" annahm.

Halban[3] war der erste, der im Frauenbart die Äußerung einer hermaphroditischen Anlage erblickte (Pseudohermaphroditismus secundarius), deren Manifestwerden von ihrer „primären Wachstumstendenz" abhänge. Letztere, die schon beim Manne verhältnismäßig gering sei, sei bei der Frau noch geringer, und dieser Umstand bewirke es, daß der Bart beim Weibe, wenn er überhaupt in der Anlage vorhanden sei, gewöhnlich so spät erscheine. Das könne nun keineswegs, wie von manchen Seiten noch immer angenommen wird, mit dem Fortfall der die virilen Charaktere hemmenden Ovarialfunktion zusammenhängen, da das Auftreten der „klimakterischen" Behaarung keineswegs eine regelmäßige, ja nicht einmal eine häufige Begleitung der Menopause, sondern nur gelegentlich zu beobachten sei; aber auch deshalb, weil nach operativer Kastration junger Frauen nie das Auftreten eines Bartes beobachtet worden sei. Natürlich steht auch diese hermaphroditische Anlage unter dem protektiven Einfluß der Ovarialfunktion.

Friedenthal[1] weist darauf hin, daß das Rassebärtchen, das bei den dunkelhaarigen Zweigen der Europäer im jugendlichen Alter bei Frauen auftritt, nicht mit genitalen Störungen verbunden sein braucht, und bezeichnet einen solchen Bartwuchs als örtliches Scheinzwittertum (Pseudohermaphroditismus regionalis). Man könnte aber daran denken, meint er weiter, das häufige Auftreten dieser Rassebärtchen bei der lateinischen Rasse (und sehr häufig auch in neuerer Zeit bei den in ihrer Fruchtbarkeit sehr stark nachlassenden Jüdinnen) als den Ausdruck einer Rassenerschöpfung anzusehen, infolgedessen das weibliche Geschlecht nicht mehr imstande ist, seine arterhaltende weibliche Eigenart der männlichen

Digitized by Google

gegenüber aufrechtzuerhalten. In weit höherem Grade als diese lange Zeit stationär bleibenden Rassebärtchen weist ein in ständigem Wachstum begriffener Bart beim weiblichen Geschlecht auf Entartung der Frau ins Männliche und auf Störungen der Ovarialfunktion hin, welche aber nicht mit gleichzeitigem Erlöschen der Fruchtbarkeit Hand in Hand zu gehen braucht. Ein Umstand, auf den schon M. Bartels[2] hinwies, wenn er im Zusammenhang mit einem derartigen Fall exzessiven Bartwuchses bei einer 20-jährigen Schweizerin sagt: „er beweist nämlich, daß das Auftreten dieser starken Bärte keinen vernichtenden Einfluß auf die Fortpflanzungsfähigkeit der Trägerinnen auszuüben imstande ist".

Zum Unterschied von Halban führt Biedl die klimakterische Gesichtsbehaarung auf die hormonale Wirksamkeit heterosexueller Keimdrüsenelemente zurück, die nach Aufhören der Ovarialfunktion die Oberhand gewinnen: „Die heterosexuellen Zeichen sind der sichtbare Ausdruck für die Funktionsprävalenz der innersekretorischen Gewebe heterosexuellen Charakters."

In ganz anderer Weise fassen, wie schon früher kurz hingewiesen wurde, Tandler und Groß und mit ihnen auch Mathes das Auftreten des Altweiberbartes auf. Danach bedeutet dieser keinen Umschlag in den männlichen Typus, sondern stellt das infolge mangelhafter Keimdrüsenfunktion ungehemmte Hervortreten eines ursprünglichen Speziesmerkmals dar, das beiden Geschlechtern von Beginn an gemeinsam und erst allmählich in den Dienst der Fortpflanzung getreten ist. Bei der Frau unterbleibt also die Entwicklung dieses beim Manne unter Einwirkung des Hodens weit ausgebildeteren Sexuszeichens. Erst nach Rückgang, bzw. nach völligem Ausfall der Ovarialfunktion tritt gelegentlich dieses alte Speziesmerkmal auch bei der Frau in Form der oben geschilderten Gesichtsbehaarung in Erscheinung. Also nicht der Bartwuchs an sich, sondern seine Ausdehnung, Anordnung und Form stellen nach ihnen ein Geschlechtsmerkmal dar. Als Beweis führen sie die Tatsache an, daß auch männliche Frühkastraten, wie z. B. die russische Sekte der Skopzen, im Alter eine derartige Bartbildung bekommen.

Auch nach Olivet[2] ist, wie wir ebenfalls schon erwähnt haben, der „weibliche" Typ der Behaarung, bei dem sich mehr weniger spärliche Körper- und Gesichtsbehaarung, letztere immer unter so gut wie völligem Freibleiben der mittleren Oberlippe und der zum Jochbein hinziehenden Wangenpartien finden kann, kein Geschlechtsmerkmal; er ist Frauen während und nach der Geschlechts-

Digitized by Google

reife wie den geschlechtslosen Individuen, männlichen wie weiblichen Ursprungs, eigen. Weshalb ihn Olivet als asexuellen Typ der Behaarung kennzeichnet, für dessen Entwicklung und Erhaltung er die Hypophyse verantwortlich macht.

Bezeichnet also Olivet den Frauenbart als Hypophysenmerkmal, so stehen im Gegensatz hierzu Hirsch und Berblinger[1] auf Grund ihrer Untersuchungen auf dem Standpunkt, daß bei der Entstehung der sog. klimakterischen Gesichtsbehaarung der Frau der Nebenniere eine besondere wichtige Rolle zufalle. Während das Ovarium physiologischerweise im höheren Alter einer weitgehenden Rückbildung anheimfalle und dementsprechend Gewichtsverluste erleide, bleibe die Nebenniere auch im postklimakterischen Alter ziemlich gewichtskonstant. Dieses Überwiegen der weiter funktionierenden Nebennieren über die sich rückbildenden Ovarien sei als Ursache des Altweiberbartes anzusprechen. Die Befunde Berblingers wurden von H. Rosenhagen an einem Material von 2000 Fällen, unter denen 665 über 30 Jahre alte Frauen waren, nachgeprüft, und zwar mit negativem Erfolg. Bartwuchs verschiedener Intensität wiesen davon nur 30 Frauen auf, von denen 22 auf die Altersgruppe über 60 Jahre entfielen, die aus 338 Fällen bestand. Die höchste Zahl wurde erst im achten Dezennium, also weit jenseits des klimakterischen Alters, erreicht. Ein Übergewicht der Nebennieren im Sinne Berblingers fand Rosenhagen nur in einem Drittel der Fälle mit Bartwuchs, dessen Grad übrigens unabhängig von diesem Faktor war. Ebenso konnte Rosenhagen auch die von Mathias angegebenen Nebennierenrindenadenome nur in einer geringen Anzahl der Fälle finden. Mathias bringt nämlich gleich Berblinger den Altweiberbart in Beziehung zur Nebenniere und sieht in ihm eine Andeutungsform des „Interrenalismus". Dieser Begriff deckt sich ungefähr, wie W. Mestitz hinweist, mit dem „Hirsutismus" Aperts, oder dem suprarenal-genitalen (Kraus) und intrarenal-genitalen Syndrom nach E. Schwarz oder dem „Syndrome génito-surrénal" nach Gallais. Letzterer beschreibt in seiner gleichnamigen Monographie Frauen, bei denen sich zwischen dem 30. und 50. Lebensjahr Bartwuchs und Vermännlichung einstellten, gleichzeitig mit den verschiedensten Störungen der genitalen Funktionen. Er faßt diese Fälle unter der „forme menstruelle" zusammen und sucht das auslösende Moment in Adenomen der Nebennierenrinde oder malignen Hypernephromen, in Analogie zu anderen bei Nebennierengeschwülsten beobachteten Bildern.

Digitized by Google

Konnten nun weder Berblinger[2] noch Rosenhagen irgendwelche Beziehungen zwischen Frauenbart und bestimmten Veränderungen der Hypophyse nachweisen, wie sie von Olivet aufgestellt wurden, so macht hinwiederum Mestitz Berblingers Ansicht gegenüber, die dahin geht, daß es zur Bartbildung bei Frauen in der von ihm beschriebenen Form kommen kann, wenn im Alter sich die Relation zwischen Nebennieren- und Ovariengewicht zugunsten der ersteren verschiebt, die Einwände Halbans[2] geltend, daß wir überhaupt kein Recht haben, die Gesichtsbehaarung älterer Frauen mit dem Klimakterium in ursächliche Beziehung zu bringen, daß es vielmehr nur eine Folge der geringen „primären Wachstumstendenz" ist, daß die Bartanlage, wenn vorhanden, in der Regel erst so spät in Erscheinung tritt. Gegen die Annahme, daß ein Übergewicht der Nebenniere ätiologisch in Betracht kommt, wendet Halban[2] weiter ein, daß ein solches ja immer vorhanden sein muß, im Gegensatz zu der relativen Seltenheit der Bartbildung und daß es besonders groß ist nach der operativen Kastration in der Jugend, nach welcher, wie bekannt, die abnorme Behaarung nie auftritt.

Wir sehen demnach, daß die Anschauungen über die Entstehung und Bedeutung des sog. Altweiberbartes — worunter wir, wie schon oben betont wurde, auch die Gesichtsbehaarung bei Frauen jüngeren Alters zu verstehen haben — keine einheitlichen sind. Sie bieten uns wohl, wie Rosenhagen sehr richtig sagt, für diesen oder jenen Fall eine einleuchtende Erklärung, eine einheitliche Deutung des bis heute bekannt gewordenen Materials erlauben sie indessen nicht:

„Mag man nun in der Nebennierenrinde oder in der Hypophyse oder im Ovarium das entscheidende Moment für den Bartwuchs suchen, es bleiben bei der einen wie bei der anderen Auffassung Fälle, die sich nicht auf diese Weise erklären lassen. Und gerade die Tatsache, daß wir bei anatomisch so ganz verschiedenen Prozessen Bilder antreffen, die sich hinsichtlich der Veränderung der Geschlechtsmerkmale so weitgehend gleichen, weist darauf hin, daß die ursächlichen Momente sicher sehr verschiedener Art sein können. Ob es sich immer in diesen Fällen um das funktionelle Überwiegen eines innersekretorischen Organes oder um eine Dysfunktion handelt, oder ob allgemein Störungen bestimmter Korrelationen das Ausschlaggebende sind, welche Rolle endlich das Nervensystem spielt, ist vorläufig nicht anzugeben. Die erläuterten Untersuchungsergebnisse lassen die Annahme zu, daß auch bei der Entwicklung des Altweiberbartes verschiedene Faktoren im Spiele sein können, die wir nicht für jeden Fall klarzulegen vermögen.

Immer aber bleibt die Frage offen, warum wir in der weitaus überwiegenden Zahl der Nebennieren- bzw. Ovarialtumoren, die sich für unsere Begriffe strukturell und biologisch ganz gleich verhalten, die bekannten Veränderungen der

Digitized by Google

Geschlechtscharaktere vermissen, ebenso wie sich Bartwuchs nur bei einer relativ geringen Zahl der Frauen einstellt. Mit einer hormonalen Erklärung kommen wir dabei nicht aus. Gerade der letztgenannte Umstand nötigt uns, einen Faktor anzunehmen, der außerhalb des innersekretorischen Systems gelegen, gleichsam Vorbedingung und Boden für die Entstehung des Frauenbartes darstellt, zu dem ein hormonaler Reiz, welcher Art er auch sein mag, als auslösendes Moment hinzukommt."

Ich habe diese Ausführungen Rosenhagens wortwörtlich hierhergesetzt, weil die darin ausgesprochene Ansicht in jüngster Zeit eine sehr plausible Bestätigung gefunden hat. Wie wir aus den Schilderungen Nordaus wissen, wird das sonst edle Gesicht der Provençalinnen durch eine ganz männliche Behaarung grausam entstellt. Dasselbe gilt von den weiblichen Bewohnern des südfranzösischen Städtchens Agen an der Garonne. Auch diesen sprossen auf Oberlippe, Kinn und Wangen Barthaare nach Mannesart. Die verschiedensten Erklärungen für diese Anomalie wurden kolportiert, bis sich endlich die medizinische Akademie von Frankreich entschloß, den Ursachen des Frauenbartes im Gesicht der Schönen von Agen nachzuforschen. Die Untersuchung ergab, wie W. Finkler (Neues Wiener Journal v. 27. Aug. 1932) berichtet, daß alle bärtigen Frauen von Agen irgendwelche Anomalien der innersekretorischen Drüsen zeigen, die sich zuweilen ins Krankhafte steigern können. So fiel es auf, daß ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz der bärtigen Frauen mit der Zuckerkrankheit behaftet sei. Wenn dies kein Zufall ist, so bleibt nur die Annahme, daß mit der allgemeinen Störung im System der Blutdrüsen auch das Pankreas in Mitleidenschaft gezogen ist, dessen Erkrankung zur Zuckerharnruhr (Diabetes) führt. Und auch der abnorm starke Haarwuchs im Gesicht der Frau ist ja, wie wir oben dargelegt haben, als eine Folge einer Gleichgewichtsstörung im Mosaikwerk der Hormondrüsen aufzufassen. Da hieß es nun den „Faktor" suchen, der — nach der scharfsinnigen Auffassung Rosenhagens — außerhalb des innersekretorischen Systems gelegen, gleichsam Vorbedingung und Boden für die Entstehung des Frauenbartes darstellt, zu dem dann ein hormonaler Reiz, welcher Art immer, als auslösendes Moment hinzukommt. Und siehe da, die Forschungen der gelehrten Untersuchungskommission sind nun geeignet, über diesen mysteriösen Faktor Auskunft zu geben. Es ergab sich nämlich, daß das Quell- und Grundwasser im Bezirk Agens einen völlig eigenartigen Gehalt an Mineralstoffen aufweist, von denen sich mit gutem Grund annehmen läßt, daß sie es sind, die auf die Blutdrüsen so mächtig umstimmend einwirken und

Digitized by Google

das Wachstum der Gesichtsbehaarung der Frauen von Agen hervorrufen. Finkler weist mit Recht hin, daß, so wie etwa ein Übermaß an Jod in der Nahrung zu einer krankhaften Wucherung der Schilddrüse, wie Mangel an Jod im Wasser zur Schilddrüsenentartung und zum Kretinismus führen kann, es offenbar auch Mineralstoffe gibt, welche die Sexualhormone beeinflussen; Stoffe im Trinkwasser oder sonst in unserer Nahrung, die auf ihre Weise bei der Ausprägung von Männlichkeit und Weiblichkeit, mithin auch bei der Entstehung des Frauenbartes mitspielen. Wozu nur zu

Abb. 8.
Gesichtsbehaarung bei einer 24jährigen Patientin mit Ovarialtumor. Dieselbe Frau, $1^1/_2$ Jahre nach der Operation. Kein Bartwuchs mehr.
(Nach E. Straßmann.)

bemerken wäre, daß der hormonale Reiz, wie wir aus Vorhergesagtem wissen, nicht gerade von den Keimdrüsen allein auszugehen braucht, sondern daß dem Entstehen des Frauenbartes auch Anomalien der Nebenniere und anderer Blutdrüsen zugrunde liegen können.

Wenn wir früher von Ovarialtumoren, von Tumoren oder Hyperplasien der Nebennierenrinde gesprochen haben, die eine Umgestaltung der akzidentellen Geschlechtsmerkmale, darunter auch das Auftreten viriler Gesichtsbehaarung bei Frauen bedingen, so werden solche Hyperplasien und Tumoren auch bei jenen merkwürdigen Fällen nicht selten gefunden, in denen bei ausgewachsenen, bisher normal eingeschlechtlichen Individuen eine plötzliche Um-

Digitized by Google

stimmung des Geschlechtes erfolgt. Und zwar betrifft diese Geschlechtsumwandlung vorwiegend, ja man kann mit G. A. Wagner[1] sagen, fast ausschließlich weibliche Individuen. Auch hier war es Halban[4], der als einer der ersten den Ursachen dieses interessanten Problems der Sexualpathologie, der „Geschlechtsbeeinflussung durch Tumoren" auf den Grund ging.

In dem von ihm selbst beobachteten Falle handelte es sich um eine 31 Jahre alte Frau, die nach einer normal verlaufenen Entbindung und nach einer 2jährigen Periode unregelmäßiger Blutungen ihre Menstruation vollständig verloren hatte. Kurz nach Beginn der Amenorrhöe trat eine starke Behaarung im Gesicht und auf der Brust, später am ganzen Körper auf, die Stimme wurde tiefer, die Mammae kleiner. Bei der Untersuchung fand sich am äußeren Genitale als abnormer Befund nur eine Vergrößerung der Klitoris. Das Abdomen war vorgewölbt durch einen vom linken Eierstock ausgehenden kopfgroßen, cystischen Tumor, der operativ entfernt wurde, und dessen histologische Untersuchung ein Carcinoma solidum ergab. Kurz nach der Operation bildeten sich die Symptome der Vermännlichung zurück, die Gesichtsbehaarung verschwand.

Abb. 9. Männliche Gesichts- und Kopfbehaarung bei einer im 47. Lebensjahre vermännlichten Frau.

Ähnliche Fälle von Geschlechtsumstimmung bei erwachsenen Frauen durch Ovarialtumoren veröffentlichten, um nur die wichtigsten zu nennen: Sellheim, H. O. Neumann, E. Straßmann, G. A. Wagner, R. Meyer, E. Sedlis u. a. Wagner[1] konnte bis zum Jahre 1930 beim Studium des Schrifttums, auch des nichtdeutschen, im ganzen 30 Fälle finden (mit den beiden von ihm selbst beschriebenen sind es demnach 32), bei denen Vermännlichung bisher normaler weiblicher Individuen bei Anwesenheit von Ovarialtumoren sich entwickelt hat.

Die Zeichen der Vermännlichung waren folgende: vor allem

Digitized by Google

wurde die Haut reichlicher behaart; es entwickelte sich ein deutlicher Bart, den die Frauen meistens alle zwei bis drei Tage rasieren mußten; die Kopfhaare wurden schütter, struppig, fielen oft aus; die Haut, vorher zart und glatt, wurde rauh, dunkler; der Gesichtsausdruck wurde männlich; die Stimme tiefer, bis zum Baß, der Adamsapfel sprang vor; die Muskulatur wurde männlich kräftig; die Brüste wurden in den meisten Fällen kleiner und schlaffer; das Verhalten der Sexualität war nicht einheitlich. Nicht immer waren alle Zeichen der Vermännlichung vorhanden; der Grad der Virilisierung war verschieden, und zwar anscheinend abhängig von der Dauer der Wirkung der Geschwulst, von der Reaktionsfähigkeit der einzelnen Patientin, von ihrem Alter. Nach Entfernung der Geschwulst verschwanden die einzelnen Zeichen der Vermännlichung, und zwar in verschiedenem Tempo und verschiedenem Grad, und es trat Wiederverweiblichung ein.

Abb. 10. Dieselbe Frau ein Jahr nach Entfernung der Eierstocksgeschwulst auf dem Wege der Wiederverweiblichung. (Nach Sellheim.)

Die Refeminierung zeigte sich zunächst in dem Wiederauftreten der Menstruation, natürlich nur bei den Frauen, bei welchen der Uterus nicht mit entfernt wurde und die nicht zu alt waren. Sie zeigte sich darin, daß solche Frauen wieder schwanger wurden und gebaren.

Besonders langsam — und das interessiert uns hier ganz besonders — verschwand, wie Prof. Wagner[2] in einem Vortrag über „Die Geschlechtsmerkmale und ihre Beeinflussung durch Tumoren"

Digitized by Google

hinweist, in manchen Fällen der Bart, er wuchs oft monate- und jahrelang noch weiter, wenn auch langsamer, so daß die Frauen, die früher jeden oder jeden zweiten Tag zum Gilette oder Messer greifen mußten, doch noch alle paar Tage, schließlich alle paar Wochen sich zu rasieren gezwungen waren. Dieser Effekt der Vermännlichung bleibt also, einmal voll entwickelt, oft noch lange, wenn auch abgeschwächt, bestehen. Das gleiche gilt merkwürdigerweise von der Hypertrophie, der penisartigen Entwicklung der Klitoris, die auch besonders langsam sich zurückbildet.

Wie sind nun alle diese Erscheinungen zu erklären? Eine sehr originelle Theorie hat Halban[5,6] aufgestellt, die er auf seiner von uns schon im allgemeinen Teil dargelegten Auffassung der Entstehung der sekundären Geschlechtsmerkmale aufgebaut hat. Danach sind die Sexualcharaktere ab ovo geschlechtlich determiniert und gelangen unabhängig vom Geschlecht der Keimdrüse, lediglich unter deren protektivem Einfluß zu voller Entwicklung, wonach wir männlich, weiblich und hermaphroditisch angelegte Individuen anzunehmen haben. Die Anlagen der beiden Geschlechtlichkeiten können nun verschieden starke Entwicklungstendenz haben. Überwiegen die Entwicklungstendenzen der weiblichen Anlagen, so entfalten sich zunächst nur diese. Erst bei einer Steigerung der protektiven Inkretwirkung werden dann auch die mit geringerer Wachstumstendenz versehenen männlichen Anlagen zur Entfaltung gebracht. Diese Steigerung der protektiven Wirkung der Keimdrüsen erfolgt nach Halban erstmalig in der Pubertät; sie bewirkt eine Maturität. Sie ist viel mehr gesteigert in der Schwangerschaft, weil die Placenta, die die gleichen Hormone wie das Ovarium liefert, diese in viel größerer Menge produziert, worauf u. a. die Hypertrichosis gravidarum beruht. Denn die hyperprotektive Wirkung der Placenta führt so zur Hypermaturität und kann so auch andersgeschlechtliche Anlagen von sehr geringer Wachstumstendenz nun doch noch zur Entwicklung bringen.

Stärkeren protektiven Einfluß auf die Geschlechtsmerkmale als die Keimdrüsen, ja selbst als die Placenta haben nun nach Halban die Tumoren der Keimdrüsen und Nebennieren. Diese vermögen dann die heterologen Anlagen latent hermaphroditischer Individuen, auch wenn sie so geringe Wachstumstendenz haben, daß sie auf die bisherigen hyperprotektiven Reize nicht reagierten, durch ihre hyperprotektive Wirkung zu wecken und zu besonders starker Entwicklung zu bringen. „Es entwickeln sich", so lautet die diesbezügliche These Halbans[4], „unter dem protektiven bzw.

Digitized by Google

hyperprotektiven genotropen Einfluß von Tumoren alle jene Sexualcharaktere, die in der Anlage vorhanden und entwicklungsfähig sind", und erklärt auf diese Weise die Vermännlichung von Frauen bei den genannten Tumoren, wobei es gleichgültig ist, ob es sich um bösartige Geschwülste oder gutartige Kystadenome, um Follikelzysten oder Dermoidkystome usw. handelt. Demgegenüber behauptet R. Meyer auf Grund seiner genauen und gründlichen Untersuchungen, daß die heterosexuelle Umwandlung und damit auch die starke Bartentwicklung bei der Frau nicht durch jede beliebige Geschwulst, wie Halban annimmt, hervorgerufen werden kann, sondern daß es sich hier vielmehr um eine bestimmte, morphologisch einheitliche Gruppe von Tumoren handelt, denen allen ein ursprünglich tubulärer Bau eigen ist, und die Meyer „Andreioblastoma" oder „Arrhenoblastoma" nennt, um dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß sie „spezifisch männlich gerichtet" sind. Die tubuläre Form dieser Tumoren tritt entweder typisch — die Geschwülste nähern sich dann dem Adenoma tubulare testiculare ovarii (Pick) — oder ganz atypisch auf, wobei allerdings auffällt, daß gerade die vom tubulären Bau des Hodens am weitesten entfernten Tumoren ausnahmslos zur Vermännlichung ihrer Trägerinnen führen, während die typischen es nur ausnahmsweise tun. Mestitz erklärt diesen Widerspruch damit, daß er die Frage Meyers, ob es vielleicht nur Individuen mit hermaphroditischer Anlage sind, die auf den hyperprotektiven Einfluß des Tumors mit Vermännlichung reagieren, mit Halban bejaht. Denn die Tatsache, daß sich ein Hodenanteil — die Richtigkeit der Annahme Meyers vorausgesetzt — im Ovar mächtig zu entwickeln beginnt, spricht ja allein schon für eine ungewöhnliche hermaphroditische Anlage der Keimdrüse, was andrerseits wiederum mit einem gewissen Recht auf eine allgemein zwitterhafte Anlage des ganzen Körpers schließen läßt.

Abb. 11.
Männlicher Typus der Rumpfbehaarung bei 26jähriger Frau. (Nach O. Stein)

Digitized by Google

Zum Schlusse möchten wir noch die einschlägigen Versuche von Steinach und Kun erwähnen, wonach Säugetierweibchen, deren Eierstöcke röntgenbestrahlt wurden, sichtlich vermännlicht werden. Und zwar sollen die Zellen des gelben Körpers im Eierstock ein Hormon absondern, welches auf den Körper dieselbe Wirkung ausübt wie die Hormone des Hodens. Behandelt man nun ein junges weibliches Meerschweinchen mit Röntgenstrahlen, so gehen alle Eizellen zugrunde, das Tier entwickelt sich dann in männlicher Richtung und äußert auch männliche Regungen. Der nämliche Erfolg wird erzielt, wenn man jungen Tieren Hypophysenvorderlappenhormon einspritzt; auch kastrierte Männchen sollen ihre Vollmännlichkeit wiedererlangen, wenn ihnen Corpus-luteum-Hormon eingespritzt wird. Selbst Weibchen können durch die Einspritzung eines solchen Extraktes vermännlicht werden. Nun bildet sich der Gelbkörper im Eierstock der Frau allmonatlich nach dem Platzen des Eibläschens, um dann allerdings nach wenigen Tagen wieder zu zerfallen, wenn keine Befruchtung erfolgte. Während der Schwangerschaft bleibt der gelbe Körper gar dauernd bestehen. Der weibliche Körper steht demnach auch unter dem Einfluß vermännlichender Hormone aus einem periodisch auftretenden Teil seiner Keimdrüsen. Normalerweise ist das weibliche und männliche Hormon des Eierstockes so ausbalanziert, daß nur das weibliche zur Geltung kommt und das vermännlichende Hormon unwirksam bleibt. Eine Verschiebung des Gleichgewichtes jedoch kann zu einer Vermännlichung führen, vom männlichen Gehaben bis zum verunstaltenden Vollbart. Den Befunden und den darauf fußenden Folgerungen Steinachs und Kuns tritt H. Stieve entgegen, indem er darauf hinweist, daß sie zunächst noch gar nichts für die inkretorische Tätigkeit des Eierstockzwischengewebes beweisen, weil die nämlichen Eigenschaften, die Steinach auf die Wirkung des gelben Körpers zurückführt, zum Teil auch an kastrierten Tieren zu beobachten sind.

Alle die Tatsachen, die wir bisher erwähnt haben, zeigen ganz deutlich, daß wir heute leider noch nicht in der Lage sind, ein endgültiges Urteil über die Entstehung des Bartes bei vermännlichten Frauen zu fällen. Es bedarf noch vieler Forschungsarbeit, um die vielen sich zeigenden Widersprüche zu lösen und zu einer endgültigen Lösung des Problems zu gelangen. Dann wird es auch möglich sein, eine Reihe kosmetischer Unannehmlichkeiten, wie der Frauenbart eine ist, auf einfachere Weise dauernd zu beseitigen als es gegenwärtig in den Schönheitssalons gelingt.

Digitized by Google

IX. Die Achselhaare

Während der Bart ein Schönheitsfehler der Frau, eine Zierde des Mannes ist, kommt der Sexualbehaarung in den Achselhöhlen keine geschlechtsunterscheidende Bedeutung zu. Denn es gibt keine ausgesprochen „virile" oder „feminine" Achselbehaarung. Es besteht nur ein geringer Geschlechtsunterschied in der Quantität, indem bei der Frau der Haarwuchs in den Achselhöhlen etwas spärlicher ist als beim Mann. Er kann, wie dies aus den Untersuchungen von F. Rothe hervorgeht, vollkommen fehlen, ohne daß diese Anomalie von irgendwelcher Bedeutung wäre, er kann auch im höheren Alter (von beiläufig 45 Jahren an) schütterer werden oder ganz verschwinden. Vollständiges oder fast vollständiges Fehlen der Achselhaare fand Rothe unter 1000 Frauen bei 34; bei 17 waren sie ganz und gar nicht vorhanden, die Achselhöhle war wie rasiert, bei den übrigen siebzehn waren nur sehr wenige, 3—4 Haare in der Achselhöhle zu finden. Alle 34 Frauen waren Norddeutsche zwischen 17 und 82 Jahren, worauf bei der Beurteilung der kahlen Achselhöhlen Rücksicht zu nehmen ist, weil es sich doch hier um kein Rassenmerkmal handeln kann. Darum wird man bei den 17jährigen Mädchen, welche in der Achselhöhle (und an den Schamteilen) nur ganz vereinzelte Haare zeigten, diesen Mangel in der Behaarung auf Rechnung ihrer Jugend zu setzen haben. Bei den 25 Frauen Rothes hingegen, welche über 50 Jahre alt waren, darf man vielleicht das Fehlen der Achselhaare dem Einfluß des Alters zuschreiben. Und nur bei 6 Frauen. die im Alter von 20—30 Jahren standen, dürfte man das Manko an Achselhaaren als mangelhafte Anlage ansehen (besonders bei den vier Frauen der Altersstufe von 20—30 Jahren, welche ein vollständiges Fehlen der Axillarbehaarung aufwiesen), obwohl die von Rothe untersuchten Frauen der haarreichen mitteleuropäischen Rasse angehörten*. Anders steht die Sache bei den von Natur aus haararmen Rassen. Da wird uns ein Mangel an Achselhaaren nicht weiter verwundern, so, wenn Ploß-Bartels schreiben: „Auf den Aaru-Inseln und der Luany-Sermata-Gruppe desselben Archipels ist der Schamberg und die Achselhöhle nur wenig behaart. Auf den Babar-Inseln ist die Achselhöhle bei vielen Frauen vollständig kahl" usw.

* Übrigens fand Ammon auch unter 2458 Badener Rekruten in 202 Fällen einen vollständigen Mangel an Achselhaaren. Er schreibt ihn dem jugendlichen Alter der Untersuchten zu, da er sagt: „Sie hatten noch keine."

Digitized by Google

Die Achselhaare der Europäerinnen schwanken, wenn man die längsten Haare mißt, zwischen 3,5 und 6 cm Länge. Sie sind also — wir folgen hier wieder den Studien und Beobachtungen von Pinkus — nur halb so lang wie die Pubeshaare und auch erheblich dünner. Sie sind meistens kraus, selten straff, um ihre Längsachse gedreht. Die Achselbehaarung ist oft von Schweiß zusammengeklebt, der sich in der Achselhöhle absondert und nicht selten bei unbekleidetem Stehen, ohne anderweitiges Schwitzen, sogar in der Kälte, in reichlichen Tropfen klarer oder, seltener, milchig trüber Flüssigkeit sich bildet und am Körper entlangläuft. Ob dieser Schweiß nur aus ekkrinen Schweißdrüsen oder aus dem starken Polster apokriner, in die Haarfollikel mündender Schlauchdrüsen hervorkommt, läßt sich nicht feststellen.

Die Achselbehaarung des Mannes unterscheidet sich von jener der Frau nur dadurch, daß sie meist stärker entwickelt ist. Sie ist auch weniger straff abgegrenzt, besonders wenn die Terminalbehaarung der Brust und des Rückens eine stärkere ist. Sie geht dann oft ohne Grenze in die starke Brustbehaarung über. Auch beim Manne ist die Schweißabsonderung aus der Achselhöhle bedeutend, völlig derjenigen der Frau gleichend, obwohl der Polster apokriner Drüsen beim Manne lange nicht so stark ausgebildet ist.

Die Achselhaare stehen sehr schräg und treten fast flach aus der Haut hervor. Eine Anordnung in Dreihaargruppen kommt wohl kaum vor.

Die Farbe des Achselhaares

Rothe hat auch interessante Beobachtungen über die Farbe der Achselhaare angestellt. Er verglich diese mit der Farbe der Kopfhaare und Augenbrauen und konnte konstatieren, daß die Achselhaare bei allen Haarfarben — er unterscheidet deren: schwarz, braun, dunkelblond, gelbblond, graublond, braunrot, brandrot, blondrot — das Bestreben zeigen, die helleren Farben anzunehmen: sie unterscheiden sich deshalb bei den dunklen Farben am meisten von den Kopfhaaren; bei den hellen Farben, vor allem bei gelbblond, gleichen sie aber unter allen Körperhaaren den Kopfhaaren in der Farbe am häufigsten. Bei den rothaarigen, besonders den blondroten Farben, bei denen auch die Augenbrauen mehr den helleren Farben zuneigen, zeigen die Achselhaare eine größere Übereinstimmung mit der Färbung der Augenbrauen. Die hellere Farbe der Achselhaare hängt wohl auch mit der starken Schweißentwick-

Digitized by Google

lung in den Achselhöhlen zusammen, da, wie schon Waldeyer hinweist, „gewisse äußere Einflüsse die Haarfarbe ändern; so bleicht atmosphärische Luft das Haar; ebenso der länger dauernde Einfluß von Schweiß". Darum konnte tatsächlich Rothe unter 1000 norddeutschen Frauen 97 zählen, bei denen die Achselhaare durch die bleichende Eigenschaft des Schweißes verändert waren. Unter den 97 Frauen waren 19 dunkelhaarig, 78 hellhaarig. Die Achselhaare waren in 7 Fällen braun, bei 17 Frauen dunkelblond, bei 70 gelbblond und in einem Falle blondrot; in 2 Fällen waren die Achselhaare nur auf der linken Seite verändert, während die auf der rechten unverändert waren. Wozu noch zu bemerken wäre, daß Rothe außerdem bei 15 norddeutschen Frauen und einer Polin eine Heterochromie, d. h. eine verschiedene Färbung der Achselhaare der rechten und jener der linken Achselhöhle beobachten konnte.

Die physiologischen Funktionen der Achselhaare

Auch beim Achselhaar werden wir uns wie bei den anderen Terminalhaarfeldern fragen müssen, welchen Zweck es zu erfüllen hat. Da gilt im ganzen und großen auch heute noch, was Eble vor 100 Jahren, im Jahre 1831, darüber geschrieben hat:

„Über die Bestimmung der Achselhaare weiß ich wenig Erhebliches zu sagen. Gewöhnlich wird sie so angegeben, daß die Haare die Reibung der Haut mindern und die Verflüchtigung des hier in Menge entstehenden Schweißes beschleunigen sollten. Fabricius de Aquapendente sagt, daß sie den Schweiß aufsaugen, damit er die Haut nicht verderbe. Das Wahre an der Sache ist, daß wir den eigentlichen Zweck dieser Haare ebensowenig als des hier sowohl durch seine Menge, als seinen spezifischn Geruch ausgezeichneten Schweißes hinreichend kennen. Übrigens darf bey genauer Würdigung dieser Haare nicht vergessen werden, daß ihre Entwicklung ebenfalls mit der Pubertät, und zwar in beyden Geschlechtern, in genauem Zusammenhang stehe."

So arg ist es heute um unser Wissen über den Zweck der Achselbehaarung denn doch nicht bestellt. Denn abgesehen von der von Th. Zell aufgestellten Zweckmäßigkeitstheorie, wonach die Achsel- und Schamhaare ein körperliches Testament (Erbgut) aus uralter Zeit sind und beim haarlosen Körper des Menschen, der damals noch Nasentier gewesen sein soll, als Duftpinsel vorn an den Achseln und hinten an den Schamteilen notwendig waren, um schnell das Geschlecht durch einen Begegnenden feststellen zu können*, wis-

* So unwahrscheinlich die Theorie Zells auch anmutet, leuchtet sie dennoch mehr ein, als die Vermutung Robinsons, wonach die Haarbüschel in der Achselhöhle und am Schamberg dem neugeborenen Kinde zum Festhalten an der sonst

Digitized by Google

sen wir heute, daß den Achselhaaren eine Sexualfunktion in zweifacher Hinsicht zukommt. Denn daß die Achselhaare mit der Sexualsphäre in einem gewissen Zusammenhang stehen, erhellt schon aus ihrem Entstehen und Hervorsprossen während der Pubertätsentwicklung. Wie ja auch Freud die Achselhöhle den erogenen Zonen des Körpers zurechnet. Tatsächlich ist ihre Haut, der großen Beweglichkeit des Armes entsprechend, sehr locker an der Unterlage befestigt und sehr nervenreich; daher bildet die Achselhöhle eine durch Berührung geschlechtlich erregbare Körperstelle, sie besitzt demnach ein stark ausgeprägtes Kitzelgefühl, das durch die Achselhaare noch bedeutend erhöht wird.

Gewinnen demnach die Achselhöhlen mit ihrer Behaarung schon durch dieses Kitzelgefühl, dieser besonderen Modifikation des Tastgefühls, intimste Beziehungen zum Sexuellen, wie ich schon in meinem Werke über „Das Gefühl" hingewiesen habe, so kommt den Achselhaaren noch eine zweifache Sexualfunktion zu. Einmal als sexuell-optisch wirksame Schmuckbildung, das andere Mal — und zwar in ganz besonderem Maße — durch ihre Wirkung als Duftpinsel und Zerstäuber sexuell erregender Gerüche. Denn es besteht kein Zweifel, daß der Anblick der Achselhaare erotische Wirkungen hervorrufen kann und schon so manchen Jüngling wollüstig erschauern ließ. „Verzehrend funkeln die Augen", schrieb 1908 E. Fuchs in seiner „Geschichte der erotischen Kunst", „wenn eine Diva die zarten Löckchen unter den Armen zwischen der Achselschleife ihres Kostüms durchschimmern läßt."

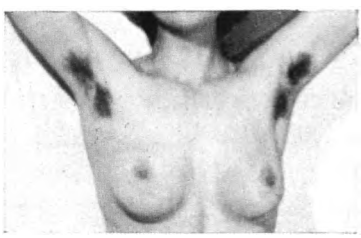


Abb. 12.
Destruktive Achselhaarentwicklung.

Der Umstand, daß die heutige Mode das Entfernen der Achselhaare durch Ausrasieren oder durch chemische Mittel gebietet, spricht nicht gegen unsere Anschauung. Er ist wohl — wie schon öfter in früheren Zeiten — mehr hygienischen Gründen sowie dem übrigens wieder abklingenden Bestreben der modernen Frau, das „Knabenhafte" allzusehr zu betonen, zuzuschreiben.

---

glatten und haararmen Mutter in früheren Zeiten gedient hätten, und daß diese Behaarung sekundär durch Vererbung auch auf den Mann übertragen worden sei. Die Entfernung des Achselhaares vom Schamhaar soll genau dem Bedürfnis des Neugeborenen, sich mit Händen und Füßen anklammern zu können, entgegenkommen.

Digitized by Google

Der Duft der Achselhaare

Als zweite Sexualfunktion der Achselhaare haben wir die Verbreitung erotisch wirksamer Gerüche bezeichnet. Sie sind richtige Duftzerstäuber oder Duftpinsel, wie sie bei vielen Tieren sich finden und deren Beziehungen zur Verbreitung sexuell erregender Düfte außer Zweifel stehen. Da ist nun zu betonen, daß die Achselhöhlen, wie schon Hyrtl hinweist, mit ansehnlichen Talgdrüsen ausgestattet sind, deren Absonderungen sich mit dem überreichen Sekret der Schweißdrüsen in den Achselgruben mischt, wozu, wie wir schon im allgemeinen Teil nach Löhner[1] angegeben haben, abgestoßene Epidermiszellen hinzukommen, so daß man nicht von einem Schweißgeruch, sondern vom Geruch eines „gemischten Hautsekretes" sprechen kann. Die Achselhöhlenschweißdrüsen sind nach Schiefferdecker[2] sogenannte apokrine, in die Haarfollikel mündende Drüsen zum Unterschied von den Knäueldrüsen, die z. B. in der Schamgegend und am behaarten Kopf vorkommen und dem frei an der Hautoberfläche mündenden ekkrinen Typus zuzuzählen sind. Die überwiegende Menge der den Achselhöhlen entströmenden Gerüche entstammt den Talgdrüsen, wenn auch die Geruchsaktivierung, wie Löhner[2] sich ausdrückt, zum Teil erst durch die Vermischung des Talges mit dem Schweiße zustandekommt. Fettsäuren und stickstoffhaltige Verbindungen sind es hauptsächlich, die an der Achselgeruchserzeugung beteiligt sind, eines Geruches, der besonders bei unreinen Individuen als sogenannter „Bocksgeruch" auftritt und schon von Aristophanes als Zeichen geschlechtlicher Ausschweifung spöttisch erwähnt wird.

Hier wird demnach der Achselhöhlengeruch als unangenehm empfunden, wie dies beim Durchschnittsmenschen wohl immer der Fall war und immer der Fall sein wird*. Darum suchte man seit jeher diesem Übel durch häufiges Waschen oder sogar Ausraufen der Achselhaare zu steuern.

Reinlichkeit vermag demnach den Geruch der Achselhöhlen sehr zu beschränken, und der Franzose A. Galopin, für den die Liebe nur in dem Geruch besteht, gibt an, daß der Achselgeruch bei manchen Frauen nichts Unangenehmes habe, ja daß er bei manchen sogar den Duft von Veilchen oder Ambra annehme, wenn man die Achselhöhle unbedeckt der freien Luft aussetze. Die Ansicht

* Einen besonderen Abscheu gegen den den Achselhaaren entströmenden Geruch haben die Japaner, bei welchen ein starker Körpergeruch so selten ist, daß „Achselhöhlenschweiß" als Musterungsfehler bei der Assentierung gilt (Adachi).

Digitized by Google

Galopins schlägt die Brücke zu unserer anfangs aufgestellten Behauptung, daß den Achselhaaren als Duftpinsel eine sexuelle Funktion zukommt und daß der Achselhöhlenduft einen geschlechtlichen Charakter habe. Er gewinnt ihn allein schon dadurch, daß er sich mit der Geschlechtsreife, wie E. Schultze mit Recht hinweist, bedeutend zu verstärken pflegt. Das wußten schon die Alten sehr wohl, so daß sie ihn geradezu als Zeichen der geschlechtlichen Reife betrachteten.

Daß der von den Achselhaaren ausgehende Geruch eine gewisse erotische Wirkung auszuüben vermag — „vor allem", meint Bölsche, „der des Mannes auf das Weib" —, beweisen die Ausführungen des von Hans Henning in seinem grundlegenden Werke über den „Geruch" als „Geruchsdichter" angeführten J. K. Huysmans, die dieser in einer seiner Erzählungen „Le grousset" in den „Croquis Parisiens" (1880) den verschiedenen Arten des Geruchs der weiblichen Axilla gewidmet hat:

„Ich folgte diesem ländlichen Bukett bis hinter eine Gruppe Ährenleserinnen in heißer Sonne. Es war unglaublich und schrecklich, es roch wie eine offene Salmiakgeistflasche, es zuckte förmlich und reizte die Schleimhaut mit einem wüsten Brodem, der etwas vom Geruch einer mit Oliven gebratenen Wildente und dem scharfen Duft der Zwiebel hatte. Im ganzen war es kein gemeiner oder widerwärtiger Geruch, er harmonierte als Vordergrundseffekt mit den furchtbaren Dünsten des ganzen Landschaftsmotivs, es war ein reiner Laut und er gab mit des Menschentieres Brunstschrei einen Dunstakkord von Tier und Wildnis."

Huysmans spricht dann weiterhin vom Duft der Frauenarme im Ballsaal und nennt die Achselhöhlen geradezu „Pomadebüchsen", die besonders verführerisch seien, wenn ihr Parfüm durch die Kleidungsstücke filtriert werde:

„Der Ruf ihrer Armspezereien ist dann nicht so dreist, so frech als auf einem Balle, wenn sie blaß sind, dennoch läßt er das Tier im Manne leichter ausbrechen. Je nach der Farbe des Haares wechselt der Achselgeruch unbegrenzt, seine Skala erstreckt sich über die ganze Klaviatur des Geruchsinstrumentes bis hinauf zu den eindringlichen Krisen von Flieder und Hollunder und er erinnert manchmal an den süßlichen Geruch von Fingern, die eben eine Zigarette gehalten haben. Keck und manchmal erschlaffend bei der Brünetten und Schwarzen, scharf und stechend bei der Rothaarigen, ist die Achselhöhle bei der Blondine berauschend wie süßer Wein."

Diese schwärmerischen Schilderungen Huysmans', die übrigens, wie auch Havelock Ellis betont, in manchen Punkten mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Beobachtung übereinstimmen, sprechen zweifellos dafür, daß er den Individuen mit dem sog. „type olfactif" angehört, die für die von Personen des andern

Digitized by Google

Geschlechtes ausgehenden Gerüche — hier insbesondere für die den Achselhaaren entströmenden — eine sehr große Empfänglichkeit zeigen und davon auch geschlechtlich stark erregt werden.

Achselhaarfetischismus

Hagen stellt einen eigenen „Achsel-Fetischismus" auf, dem jene Geruchsfetischisten huldigen, die ausschließlich durch die Ausdünstung dieser Körperregion geschlechtlich erregt werden. J. Bloch meint, daß besonders in Frankreich viele fetischistische Liebhaber des Achselhaargeruches zu finden seien. „Die französiche Kokotte nimmt beim Coitus gewohnheitsmäßig eine Lage ein, bei der der Mann die Nase zwischen ihre Achselhöhlen legt, und bietet diese Lage bisweilen selbst an. Auf den ausgelassenen Bällen des Pariser Winters, besonders dem sehr freien bal des quat'z arts im Frühling, sieht man fortgesetzt Männer die Achselhöhlen der Mädchen beriechen."

XII. Die Schamhaare

Die Schambehaarung, von den römischen Dichtern als „Hebe" bezeichnet, im Griechischen „Gynaecomystax" benannt, von Albrecht Dürer „Wybsbart" übersetzt, von Galen als „Ornamentum loci" bezeichnet, ist die Sexualbehaarung schlechthin. Denn sie stellt doch die eigentliche Genitalbehaarung dar, abgesehen davon, daß ja auch die Schamhaare gleich den Achselhaaren und den Barthaaren auf der männlichen Oberlippe erst mit der Geschlechtsreife auftreten. Da aber das Schamhaar als erstes der drei Sexualbehaarungsfelder in Erscheinung tritt, hat man ihm seit altersher für die geschlechtliche Entwicklung eine besondere Bedeutung beigemessen und sein Auftreten als wichtigstes Zeichen der erlangten Geschlechtsreife betrachtet*. Geschlechtsreife bezeichneten daher die Römer mit dem Ausdruck „pubertas" (Pubertät), was nichts anderes heißt als „die Zeit, in der sich die Schamhaare zeigen", da der Ausdruck Pubertät von dem Worte „pubes" hergeleitet ist, was die Schamgegend, genauer die Schamhaare, bedeutet.

* Deshalb ließ, wie wir bei Eble lesen, Kaiser Justinian die Scham aller Mädchen in bezug auf Ab- oder Anwesenheit der Haare untersuchen, ehe sie zum Heiraten für tüchtig erkannt werden konnten.

Digitized by Google

Letztere bilden in Anordnung und Figuration bei Mann und Frau ein charakteristisches Geschlechtsmerkmal. Denn das Haarkleid des weiblichen Genitale ist, wie Pinkus sich ausdrückt, beschränkter und durch das Fehlen der übrigen Terminalbehaarung viel schärfer abgegrenzt als beim Mann. Bei der Frau ist das Puberale, wie die Schambehaarung von vielen Autoren auch genannt wird, der Regel nach quer gegen den Bauch scharf abgesetzt. Wozu folgendes zu bemerken ist: Nach M. Bartels[3] markieren sich auf dem Unterbauche in der Haut zwei bogenförmige, seichte Furchen oder Falten, deren Konvexität nach abwärts gerichtet ist. „Der obere dieser beiden Bogen beginnt etwas oberhalb der Spina anterior superior ossis ilei und schneidet die Linea alba ungefähr an der Grenze zwischen ihrem unteren und mittleren Dritteil. Der untere Bogen ist stärker gekrümmt; er beginnt etwas unterhalb des oberen, vorderen Hüftbeinstachels und verläuft annähernd in der Richtung der Ligamenta Pouparti, sich etwas über dem oberen Rande der Schambeinsymphyse mit dem entsprechenden Bogenschenkel der anderen Seite vereinigend. Die mittlere Partie dieses (unteren) Bogens gibt die obere Grenze der normalen Behaarung der weiblichen Schamteile ab." Diese leicht bogenförmige oder quere Linie — die oberhalb derselben gelegene Haut gehört bereits dem Bauche an, darf also normalerweise bei der Frau nicht von Haaren bedeckt sein —, diese Linie also bildet die Basis eines ungefähr gleichschenkeligen Behaarungsdreiecks, das die Kunst als „göttliches Dreieck" zu bezeichnen pflegt. Die Schamhaare erstrecken sich aber nicht nur über den ganzen Mons veneris, sondern auch mehr oder weniger weit auf die Inquinalfalte und die Außenseite und Vorderseiten der Labia majora nach hinten bis zur hinteren Verbindung derselben oder bis zum Vorderdamm, lassen aber in der Regel die Analgegend frei. Das dreieckige Feld der weiblichen Schambehaarung ist verschieden groß. Pinkus fand, vom oberen Rand der Schambehaarung bis zu ihrer unteren Grenze über der Klitoris gemessen, 4, 5—7, selten mehr, bis 9 cm, quer über die Pubes gemessen 10—20 cm. Die Ausdehnung vom oberen Rand der Schamhaare bis zum unteren Rand ist naturgemäß in viel größerem Umfang schwankend, wenn man bei Afterbehaarung bis an deren Ende mißt. Bis vor dem After beträgt sie nach Pinkus 15—19 cm. Die Länge der weiblichen Schamhaare schwankt, wenn man in den einzelnen Fällen die längsten Haare mißt, zwischen 4,5 und 10,5 cm. Doch hat man in einzelnen, allerdings sehr seltenen Fällen weibliche Schamhaare

Digitized by Google

von ganz außerordentlicher Länge beobachtet. So berichtet Thomas Bartholinus von der Frau eines dänischen Soldaten, deren Schamhaare so lang waren, daß sie sie am Rücken zusammenflechten konnte. Jahn hat eine Frau entbunden, deren Schamhaar länger als das Kopfhaar war und bis unterhalb der Knie reichte. Paulini will eine Frau gekannt haben, deren Schamhaare bis zu den Knien reichten und zur Verarbeitung zu Perrücken verkauft wurden. Brantôme endlich bespricht einen Fall, in welchem die Schamhaare gleichsam einen langen Schnurrbart bildeten. Hier handelte es sich um eine besondere Ausdehnung der Schambehaarung nach den Seiten in die Leisten hinein, demnach um eine „virile Behaarung beim Weibe", von der viele Autoren schon sprechen, wenn bei normaler Ausdehnung die einzelnen Haare übernormal lang sind.

Vom männlichen Typus der Genitalbehaarung beim Weibe spricht man in der Regel aber nur dann, wenn sich die Schamhaare nach oben bis zum Nabel fortsetzen. Demgegenüber betont jedoch M. Rodecurt nicht mit Unrecht, daß auch eine Ausdehnung der weiblichen Geschlechtsbehaarung nach den Seiten oder nach unten und hinten als viril zu bezeichnen ist. Hier kommen nun die verschiedensten Varianten vor. Während sich beispielsweise bei den einen die Schamhaare nur in den Leisten, eventuell bis zur Spina ilei anterior, ausbreiten, erstrecken sie sich bei anderen auch auf die vordere obere Schenkelpartie. Bei diesem Weibe ist eine starke Behaarung der Genitocruralfurchen vorhanden mit Fortsetzung über Damm und Anus hinaus bis auf die Gesäßbacken, während die Genitocruralfurchen die Grenze seitwärts bilden; bei jener Frau geht die Behaarung gerade hier auf die Schenkel weit über, während Damm, Anus und Gesäß haarfrei sind usw. Diese Beobachtungen Rodecurts können wohl von jedem Frauenarzt oder Sexualarzt bestätigt werden. Sie stehen in striktem Gegensatz zu der seinerzeitigen Behauptung (1878) des Königsberger Professors Hildebrand, die dahin ging, daß ein Überschreiten der oberen Grenze der Schambehaarung des Weibes nicht vorkäme. Gegen diese apodiktische Äußerung Hildebrands hat schon Bartels in seinen verschiedenen Arbeiten über Hypotrichosis protestiert. Rothe, der in dieser Hinsicht genaue Untersuchungen angestellt hat, fand maskuline Behaarung, d. h. die Fortsetzung der Schambehaarung zum Nabel aufwärts unter 1000 fast ausschließlich norddeutschen Frauen 42mal, während er die Ausbreitung der Schamhaare über die

Digitized by Google

normalen seitlichen, aber auch die normalen hinteren Grenzen sogar bei 146 Frauen, also in dem 6, 8ten Teil aller Fälle beobachten konnte. Unter diesen 146 Frauen fand Rothe 4, bei denen auch die Innenfläche der Hinterbacken und die Gegend um den After behaart waren. Ich selbst habe Afterhaare wiederholt in ähnlicher Weise wie beim Manne auch beim weiblichen Geschlecht konstatieren können. Ich erwähne dies deshalb ausdrücklich, weil z. B. Unna, den Waldeyer zitiert, und Eble die Existenz der Behaarung des Afters beim Weibe leugnen. Eble drückt sich darüber folgendermaßen aus:

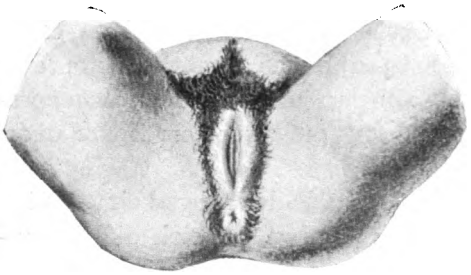


Abb. 13. Hypertrichosis terminalis bei Uterus duplex. Die Abbildung zeigt die Umrahmung des Afters mit starkem Terminalhaar. (Nach Friedenthal.)

„Da bloß der Mann Haare am After hat, so möchte ich diese Haare auch nur als ein weiteres Zeichen des männlichen Ausdrucks ansehen. Sie stehen übrigens mit den Barthaaren in einiger Beziehung, denn wie diese die obere Mündung, den Eingang des vegetativen Schlauches angeben, so sind jene um die untere Mündung, den Ausgang derselben gelagert."

Diese Theorie finden wir in ähnlicher Weise auch von Schopenhauer vertreten, wenn er der Ansicht Ausdruck gibt, daß jede an eine Schleimhaut grenzende Körperstelle stark behaart sei, wie der Bart am Munde, die Augenlider und die Haare am After beweisen.

Da die Frauen normalerweise keinen Bart aufweisen, obwohl sie einen Mund besitzen, so ist die Schopenhauersche „Antipodentheorie", wie sie Zell nennt, falsch, oder die Frauen dürften auch ad anum keine Behaarung aufweisen. Und wie steht es mit den Achselhaaren? Wo ist da die angrenzende Schleimhaut?

Die virile Genitalbehaarung bei Frauen

Was nun die virile Genitalbehaarung bei Frauen anlangt, worunter wir — um uns präzise auszudrücken — nicht nur eine dichte reichliche Behaarung des Mons pubis und des äußeren Genitales zu verstehen haben, sondern auch das anomale Auftreten stark entwickelter Einzelhaare an den unmittelbar benachbarten Hautgegenden*, so liegen ihr in fast allen Fällen Entwicklungs-

* J. S. Galant hat neben dem echten weiblichen und dem männlichen Typus der Schambehaarung noch einen sog. semifemininen Typus aufgestellt, wo die

Digitized by Google

störungen oder Entartungszeichen im Bereich des Genitalapparates zugrunde, insbesondere in jenen Fällen, in denen auch sonst noch an anderen Körperstellen heterogener Haarwuchs sich findet (Ecker, Hegar[3], R. Freund, Friedenthal, Bab — dieser fand in 11 Fällen von Hypertrichosis Doppelmißbildungen des Uterus vor—, Biedl, J. Bauer, Aschner[1], Kehrer u. a.). Prof. Th. Solowjew gibt an, daß bei den von ihm beobachteten Frauen mit heterogenem Haarwuchs die Störungen in der Geschlechtssphäre sowohl anatomischen als auch funktionellen Charakters waren. Die Beckenmaße wiesen in einigen Fällen auf den Charakter des männlichen Beckens hin. Die Gebärmutter war klein, stark anteflektiert, mit Collum conicum, von fester Konsistenz, befand sich in Retropositio; die Scheide — enge, mit unscharf ausgeprägten Gewölben — war kurz. Die äußeren Geschlechtsteile boten das Bild einer ungenügenden Entwicklung dar, die die Anzeichen eines infantilen Baues trug; die Eierstöcke waren entweder sehr klein oder vergrößert und sehr fest.

Bei einigen Frauen bestanden neben den genannten anatomischen Veränderungen noch starke Menstruationsstörungen in Form von Olgimenorrhoe, Amennorrhoe, Dysmenorrhoe, Menorrhagien; oder das Ausbleiben der Menses wechselte mit Blutungen ab.

In anderen Fällen mit heterogenem Haarwuchs, und damit auch viriler Schambehaarung, konnten keine Abweichungen, weder in anatomischer noch in funktioneller Hinsicht, beobachtet werden. Bei diesen Frauen gelang es Solowjew, die Vererbung solchen anormalen Haarwuchses mütterlicherseits festzustellen

Schließlich konnten in einer geringen Anzahl von Fällen neben anatomischen Unregelmäßigkeiten und Störungen in der Genitalsphäre auch Veränderungen in anderen Organbezirken festgestellt werden, wie ja auch Aschner[1] der Ansicht ist, daß es sich bei Hypertrichosis, bei der er eine leichte, mittelschwere und schwere unterscheidet, fast immer um tiefgreifende Störungen der Gesamtkonstitution oder einzelner Organbezirke, vor allem des Genitales, handelt.

---

obere Grenze der Schamhaare, ohne ihre typisch weibliche Form ganz zu verlieren, in der Mitte auf die Fortsetzung der Linea alba mehrere Haare, die sich oftmals zu einem stattlichen Haarbüschel vereinigen, aufweist und so an den maskulinen Typus der Schambehaarung erinnert. Diesen semifeminen Typus der Schambehaarung betrachtet Galant als Hypertrichosis.

Digitized by Google

Abnormer Haarwuchs der Genitalgegend und Pubertas praecox

Wie innig abnormer Haarwuchs und endokrine Störungen in gegenseitiger Wechselwirkung stehen, beweist auch die bei der sogenannten Pubertas praecox (Macrogenitosomia praecox, Hypergenitalismus) in Erscheinung tretende vorzeitige, d. h. bereits in

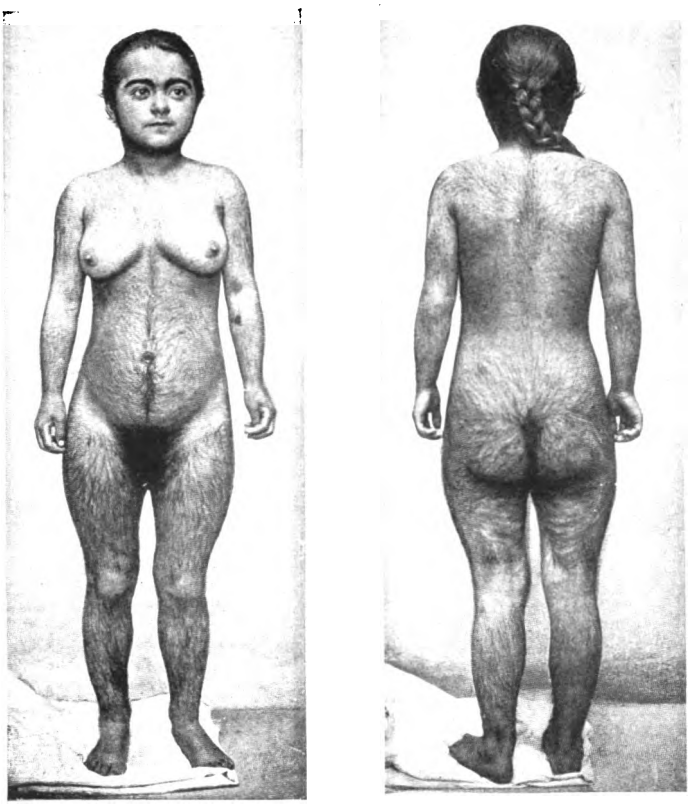


Abb. 14. Hypertrichosis universalis bei 6jährigem Mädchen mit Pubertas praecox. (Nach Lesser.)

den ersten Kinderjahren, also oft lange Zeit vor der Pubertät sich zeigende starke Genitalbehaarung sowohl bei männlichen als auch weiblichen Individuen. Ein Zustandsbild, das durch verschiedene endokrine Störungen hervorgerufen wird. Es kommen hier Geschwülste der Zirbeldrüse, der Nebennieren und der Keimdrüse selbst in Betracht. So konnte Termeer bis zum Jahre 1926 27 Fälle von Hypergenitalismus mit vorzeitiger starker Genitalbehaarung bei Tumoren der Ovarien aus der Literatur zusammen-

Digitized by Google

stellen, aus denen Kehrer in seiner Arbeit über „Die Behaarung der Vulva" die instruktivsten aussuchte und veröffentlichte. Ebenso hat er dort die bis dahin (1929) bekannt gewordenen Fälle aus der Literatur von „Prämaturem suprarenalem Hypergenitalismus mit starker Schamberg-Vulvabehaarung" zusammengestellt. Und O. Kauders hat in seinem Werke über „Keimdrüse, Sexualität und Zentralnervensystem" einen Fall von Pubertas praecox abgebildet, bei dem es sich um einen 11jährigen Knaben mit einem Genitale von viriler Ausbildung handelt. Neben auffallend großen Hoden und einem Penis von ansehnlicher Größe bestand ausgebildete Genital-, jedoch mangelhafte Achselbehaarung und schwacher Bartanflug.

Aus den bisher beschriebenen Fällen von geschlechtlicher Frühreife läßt sich ersehen, daß die dabei auftretende Schambehaarung bald in atypischer Form, d. h. nur median vor der Symphyse, bald in ganzer Ausdehnung wie bei den Erwachsenen anzutreffen ist. Sie ist meist kombiniert mit Hervorsprossen der Achselbehaarung (seltener eines Bartanfluges), vorzeitiger exzessiver Geschlechtsentwicklung, bei Mädchen im Verein mit der Entwicklung der Brüste oder gar menstruellen Blutungen. Nur in einem von Bartels veröffentlichten Falle eines 5jährigen Mädchens fand sich das Hervorsprossen dichter Schambehaarung als einziges Merkmal sexueller Frühreife.

Die mangelhafte Behaarung der Schamgegend

Im Gegensatz zu der beschriebenen Überbehaarung der Genitalgegend bei Erwachsenen oder sexuell frühreifen Kindern findet sich des öfteren ein sehr sparsam entwickeltes genitales Haarkleid, ja die Schambehaarung kann sogar ganz fehlen. Eine solche fast fehlende Behaarung (Hypotrichosis, Ologotrichosis) oder absolute Haarlosigkeit (Atrichosis) der Schamgegend tritt teils als Rasseneigentümlichkeit, teils als angeborene oder erworbene Anlage in Erscheinung. So findet sich Hypotrichosis bei der Frau oder vielleicht bei beiden Geschlechtern als Rassenmerkmal bei den schon im allgemeinen Teil angeführten haarärmeren Rassen, so bei den Negern, Feuerländern, Anamiten, Chinesen usw. Auch bei den Japanerinnen ist, wie Wernich berichtet, der Haarwuchs am Mons Veneris gegenüber der Stärke des Haupthaares und der Dicke des einzelnen Haarschaftes dürftig: „Außerordentlich selten bildet er ein Dreieck, die ovale, die Vulva oberhalb immitierende

Digitized by Google

Kontur herrscht vor." Auch Baelz[2] sagt von den Japanerinnen, daß die Behaarung des Mons Veneris derselben spärlich und borstig ist. Doenitz fand sogar sehr häufigen Mangel der Schambehaarung. Daß dieser Zustand, diese Atrichosis, von den Japanern nicht als eine Schönheit betrachtet wird, geht, wie wir bei Ploß-Bartels lesen, aus einem schwerbeleidigenden Schimpfwort hervor, das kawaragé heißt, zu deutsch Ziegelsteinhaar. Das bedeutet, die Geschimpfte habe an ihrer Vulva soviel Haare, als sie ein Ziegelstein hat, also gar keine.

Was die angeborene Unterentwicklung der Schamhaare bei der weißen, haarreichen Rasse anlangt, so findet sie sich bei den mannigfachen Zuständen, bei denen Hypofunktion der Keimdrüsen eine Rolle spielt, wie beim Eunuchoidismus, Hypogenitalismus, Infantilismus, Juvenilismus (Tandler und Groß, J. Bauer, Aschner[3] u. a.). In jüngster Zeit hat J. Novak fünf Fälle von ausgesprochenem weiblichen Eunuchoidismus beschrieben, bei denen infolge einer völlig unzureichenden inkretorischen Leistung der Keimdrüsen die Schamhaare entweder sehr spärlich oder gar nicht entwickelt waren. Ebenso kommt auch F. Altmann in seiner umfangreichen Arbeit über Eunuchoidismus beim Manne, in der er 11 einschlägige Fälle einer sorgfältigen Betrachtung unterzieht, auf Grund genauer morphologischer Befunde zu dem Schlusse, daß der Symptomenkomplex des Eunuchoidismus (wozu auch das fehlende oder mangelhaft entwickelte Schamhaar gehört) als eine direkte Folge des Keimdrüsenfalls aufgefaßt werden muß und keine Veranlassung besteht, ihn für eine tertiäre, von der sekundär beeinflußten Hypophyse abhängige Erscheinung anzusehen.

Um diesen Zusammenhang zwischen mangelhafter Behaarung der Schamgegend und Hemmungsbildungen der Zeugungsorgane wußte schon der Italiener J. B. Porta, wenn er in seiner 1591 zum ersten Male erschienenen „Physiognomie des Menschen" („De humana physiognomonia Libri IV") den Ausspruch tut: „Viele dichte, gekrümmte Schamhaare beweisen Geilheit und Fruchtbarkeit, wenige, dünne, gerade Schamhaare den Mangel dieser beiden Eigenschaften." Ähnlich wie im Jahr 1828 der Prager Arzt Jahn behauptete, daß „keine Frau, welche haarlos an der Scham ist, schwanger wird", ohne sich weiter um die biologischen Ursachen dieser Erscheinung zu kümmern. Auch Eble hält starke Schambehaarung für ein Zeichen kräftiger Sinnlichkeit, da er sagt, „daß die geilsten Personen meistentheils auch in dieser Gegend sehr behaart sind". Diese Meinung stimmt insofern mit der schon früher

Digitized by Google

angeführten Beobachtung Aschners[2] überein, daß die Frigidität bei blonden Frauen im allgemeinen viel mehr verbreitet ist als bei dunkelhaarigen, weil Hypotrichosis der Schamgegend sich verhältnismäßig oft bei Blondinen findet, worauf schon Bergh hinweist, der unter 5—600 Prostituierten, die zu untersuchen er Gelegenheit hatte, sieben mit mangelhaft entwickeltem Schamhaar fand, von denen fünf Blondinen waren. Von 2200 geheimen Prostituierten boten 148 ein recht sparsames Puberale auf, und bei sechs jungen Blondinen war die ganze Gegend fast oder ganz kahl*.

Neben konstitutionell bedingter Hypo- oder Atrichosis der Schamgegend gibt es auch einen erworbenen Schwund der Schamhaare, der allerdings meist mit einem solchen der Achsel- und Kopfbehaarung verbunden ist. Er wird, wie wir bei Kehrer lesen, beim erworbenen Myxödem und beim Morbus Addisonii beobachtet und ist bei ersterer Krankheit auf Ausfall der Schilddrüsenfunktion, bei letzterer auf Verminderung der Nierenfunktion zurückzuführen. Ein solcher Haarausfall ist einige Male auch bei jugendlichen Personen festgestellt worden, die das Symptomenbild des vorzeitigen Senilismus darboten, jene durch greisenhafte Veränderung der Haut, Fettschwund, Atrophie der Geschlechtsdrüsen, Rückbildung des Sexualapparates charakterisierte Erkrankung, die J. Bauer als Dystrophia maranto-genitalis bezeichnet hat, und die auch als Simmondsche Krankheit benannt wird. Auch seelische Erschütterungen und schwere konsumierende Krankheiten können Haarverlust im Schamberg-Vulva-Gebiet sowie an anderen Terminalhaarfeldern zur Folge haben, mitunter, wie Kehrer gesehen hat, in Verbindung mit dauernder Amenorrhoe. Daß radikaler und schneller Haarschwund in der Schamgegend durch örtliche Radium- oder Röntgenbestrahlung der Vulva sich einzustellen vermag, ist zu bekannt, als daß erst darauf verwiesen werden müßte. Ebenso daß es eine absichtliche Enthaarung der Genitalgegend durch Ausreißen, Rasieren oder pflanzliche bzw. chemische Epilationsmittel gibt, auf die wir später noch genauer eingehen wollen.

Aus unsern Darlegungen ergibt sich. daß die Behaarung der Schamteile der Frauen eine große Mannigfaltigkeit in bezug auf Anordnung, Menge und Ausdehnung bietet. „Fast scheint es", sagt Rothe, „als ob die Fülle der Erscheinungen keine Regel zuläßt. Bald ist es ein kurzer, krauser Rasen, der den Schamhügel

* Rothe fand unter den von ihm untersuchten 1000 Frauen nur ein einziges Mal Kahlheit des Mons Veneris und der Vulva. Doch betraf diese eine ausgeprägt blonde 20jährige Frau.

Digitized by Google

und die Schamlippen deckt, bald ein üppiger Busch, der über den Teilen wuchert und sie den Blicken entzieht, dann wieder sind sie spärlich und dünn gesät; hier unregelmäßig durcheinander gelagert, dort ist nur ein schmaler Streif von langen Haaren, der in der Mitte vom Venushügel herabzieht. Die einen schneiden scharf nach den Seiten, nach oben und hinten ab, andere überschreiten die gewöhnlichen Grenzen; fast in jedem Falle finden sich mehr oder minder ausgeprägte Besonderheiten, die ihn von andern unterscheiden."

Da ist es nun interessant, das männliche Schamhaar zum Vergleich heranzuziehen. Es ist in der Regel stärker als die weibliche Schambehaarung. Die Haarart ist allerdings ganz dieselbe, im ganzen aber scheint das einzelne Schamhaar des Mannes etwas dünner zu sein als das des Weibes, doch ist diese Behauptung, wie Pinkus dartut, nicht zahlenmäßig an einer ausreichend großen Zahl erwiesen, sondern ein Gesamteindruck, der dadurch hervorgebracht werden kann, daß das männliche Schamhaar im allgemeinen länger ist als das weibliche. Ähnlich wie die weiblichen Schamhaare sehr selten glatt, sondern fast immer gekräuselt, um ihre Längsachse gedreht und durcheinandergewirrt sind, so ist dies auch beim männlichen Schamhaar der Fall. Meistens ist es gekräuselt, selten schlicht und gerade.

Hingegen besteht in der Anordnung und Figuration der Genitalbehaarung zwischen Mann und Weib ein großer Unterschied. Während der weibliche Typus der Schambehaarung vor allem ein Absetzen in einer Linie, wie wir sie oben beschrieben haben, zeigt, setzt sich beim Mann die Behaarung des Mons Veneris der Regel nach in einem unten breiten, nach oben zugespitzten Fortsatz in der Mittellinie des Bauches bis zum Nabel hinauf fort. Die Schambehaarung geht ohne Grenze in die Bauchbehaarung über, ebenso schließt sie sich dicht an die Haare der Oberschenkel an. Sie endet meistens an der Wurzel des Penis, aber nicht selten setzt sie sich seitlich und unten noch weit auf diesen fort, häufiger schließen sich an die Pubeshaare am Penis Massen von Talgdrüsen mit Lanugohaaren oder ohne Haare an. Das Scrotum ist weniger dicht behaart, seine Haare gehen nach vorn auf die Unterfläche des Penis über, nach hinten auf den Damm und die Umgebung des Afters, wo die Haare wieder viel dichter stehen und sich seitlich in die Behaarung der unteren Grenze des Gesäßes fortsetzen. Das Scrotalhaar liegt in der dünnen Haut so flach, daß der ganze Follikel oft als leicht erhabener gerader gelblicher Streifen durchscheint (Pinkus).

Digitized by Google

Die Farbe der Schamhaare

Noch ein biologischer Faktor des weiblichen Schamhaares wäre hier zu betrachten (beim Manne wurden bisher keine einschlägigen Beobachtungen angestellt): die Farbe des Schamhaares und ihre Relation zur Farbe des Kopfhaares und der Färbung der Augen. Der erste, der darüber Studien anstellte, war der verstorbene Gynäkologe Eggel in Berlin, der dieselben seinerzeit M. Bartels[3] zur Bearbeitung überlassen hatte. Ihm folgte R. Bergh und auf diesen Rothe. Aus den Aufzeichnungen der drei genannten Autoren geht hervor, daß die Farbe der Schamhaare in der Regel so ziemlich mit der des Kopfhaares übereinstimmt, während die Farbe der Augen einen Rückschluß auf die Farbe der Genitalhaare nur mit größter Vorsicht gestattet.

Unter 1000 von Eggel untersuchten weiblichen Erwachsenen waren 239 dunkeläugig, 333 mit dunklem Kopfhaar und 329 mit dunklem Schamhaar; hingegen 761 helläugig, 667 mit hellem Kopfhaar und 671 mit hellem Schamhaar.

Eine Besonderheit in der Färbung der Schamhaare — sie wurde sowohl von Rothe als auch von Bergh konstatiert — besteht darin, daß die Haare am Mons Veneris oft heller gefärbt erscheinen als jene an den Schamlippen. Sowohl Bergh als auch Rothe (dieser fand die Besonderheit bei 52 unter 1000 norddeutschen Frauen) führen die stärkere Bleichung der Schamlippenhaare auf die Einwirkung von Urin, Schweiß, Menstrualblut, Fluor u. dgl. zurück. Freilich, sagt Rothe, zeigten sie nie das schmutziggelbe, mißfarbene Aussehen der durch den Schweiß gebleichten Achselhaare, und es ist auch möglich, daß es sich hier um von vornherein gegebene Helligkeitsunterschiede der Haare an den Schamlippen und am Hügel handelt.

Daß bei manchen hellhaarigen Frauen mitunter dunkles Schamhaar sich findet, wie ich es des öfteren konstatieren konnte (auch Bergh und Stratz[1] machen darauf aufmerksam), möchte ich auf die bleichende Wirkung der Sonne zurückführen, der das Kopfhaar, besonders im Sommer, ausgesetzt ist; daß mitunter in derartigen Fällen auch Vererbung mitspielen kann, ist nicht zu leugnen. So kann z. B. ein Mädchen mit hellblondem Kopfhaar, dessen Vater blond, dessen Mutter dunkelbraun ist, gleichartige braune Schamhaare aufweisen. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, daß, wie Kehrer sehr richtig betont, die heutige Modekrankheit der Haarfärbung — etwa flachsblond durch Wasserstoffsuperoyxd-

Digitized by Google

bleichung — bei gewissen Frauen auch im Gebiet der Pubes angewendet wird, wie Kehrer und ich selbst einige Male gesehen haben. Eine Ausnahme von der Regel, daß Kopfhaar und Schamhaar übereinstimmen, findet sich gelegentlich auch bei Frauen bald nach dem Ende der Geschlechtsreife, deren Kopfhaar durch vorzeitiges Altern oder seelische Erschütterungen weiß, also fast pigmentfrei, geworden sein kann, während an den Geschlechtsteilen noch die jugendliche Färbung der Haare vorhanden ist (Kehrer), wie ja auch sonst die Schamhaare der Regel nach spät, ja man kann sagen am spätesten ergrauen.

Die physiologischen Funktionen der Schamhaare

Entsprechend unserer bisher geübten Betrachtungsweise wollen wir uns nun auch beim Schamhaar mit dessen physiologischen Aufgaben und funktioneller Rolle des näheren beschäftigen. Da die Schamhaare die Sexualbehaarung im eigentlichen Sinne darstellen, darf es uns nicht wundern, daß über ihr Wesen und über ihren Zweck mehr nachgedacht und geschrieben worden ist als über jenen der übrigen Terminalhaarfelder.

Schon bei Eble finden wir darüber eine Reihe von Gedanken und Anschauungen früherer Ärzte und Schriftsteller zusammengestellt, denen er seine eigenen Vorstellungen darüber anfügt. Über die neueren Versuche, die Entstehung und Weiterbildung der Schambehaarung zu ergründen, finden wir bei Friedenthal[1] eine interessante Darstellung; und zuletzt hat Löhner[1] eine kurze, zusammenfassende kritische Übersicht über die physiologische Leistung und funktionelle Rolle der Terminalbehaarung des Schamberg-Vulva-Gebietes zu geben versucht.

Da sehen wir nun, daß auch für das Schamhaar schon von den alten Ärzten Schutz- und Nützlichkeitsfunktionen abgeleitet worden sind, Leistungen, in denen wir auch hier wieder im Sinne Löhners nur Nebenwirkungen erblicken können, die nicht in Beziehung zur primären Entstehung und Erhaltung und sekundären Weiterbildung der Schambehaarung stehen. So nimmt Fabricius de Aquapendente an, daß die Schamhaare teils den örtlichen Schweiß absaugen, teils den Zweck hätten, durch ihre polsterartige Zwischenlagerung den bei ehelichen Umarmungen unvermeidlichen Druck zu mildern. Dieser Ansicht ist auch Blancard (1691), wenn er sagt, daß die Schamhaare „die Verletzung der Haut der Scham durch Zusammenreibung der weiblichen und

Digitized by Google

männlichen Geschlechtsteile beym Beischlaf hindern". Daneben schreibt er den Schamhaaren auch eine Kälteschutzwirkung zu, indem er meint, daß sie „die inneren und äußeren Teile vor aller Kälte und Ungemach bewahren". Eine Schutzwirkung, die für die Vulva zutrifft, nicht aber für die glans des männlichen Gliedes gelten kann.

Eble selbst läßt sich folgendermaßen über die Bedeutung der Schamhaare aus:

„Es ist mir demnach wahrscheinlich, daß der Zweck dieser Haare zusammengesetzt sey, und zwar 1. in Absonderung einer eigenthümlichen Flüssigkeit unter der Form der unmerklichen Ausdünstung, 2. in Ableitung des vom Bauche herabfließenden Schweißes und anderer Körper, 3. in Verhinderung einer zu starken Reibung der beiderseitigen Schamteile beym Beyschlafe, 4. in Bezeichnung der erlangten Geschlechtsreife, und endlich 5. in einem eigenthümlichen, bisher noch zu wenig gewürdigten Einfluß auf den beym Beyschlaf wirkenden electrischen Proceß zwischen den beyden sich polarisch entgegenstehenden Individuen bestehe. — Sollten die so stark angehäuften Schamhaare nicht besonders dazu dienen, das electrische Fluidum zurückzuhalten oder vielleicht durch gegenseitige Reibung höher zu potenzieren, und von dem vorwaltenden Pol bey fortgesetztem Conflict auf den passiven überzuleiten? Wenigstens spricht für den angegebenen Einfluß der Schamhaare auf das Geschäft der Zeugung die Tatsache, daß beym Menschen die Dichtigkeit und Krause der Schamhaare meist in geradem Verhältniß zur Stärke der Zeugungskraft stehe, und daß die geilsten Personen meistentheils auch in dieser Gegend sehr behaart sind."

Ebles Annahme eines „Einflusses auf den beym Beyschlaf wirkenden electrischen Process zwischen den beyden sich polarisch entgegenstehenden Individuen" erinnert an die „Lehre vom Od" des Naturforschers Karl Frh. von Reichenbach (1788—1869), wonach jedem Menschen ein „elektromagnetisches Fluidum" innewohne, das aber beim Mann und bei der Frau verschieden sei und sich ungefähr so verhalte wie positive und negative Elektrizität. Eine Auffassung, die durch die aufsehenerregenden Versuche der beiden Münchner Gelehrten F. Sauerbruch und W. O. Schumann (Zeitschr. f. techn. Physik, 1928, H. 2) bestätigt wurde, die wissenschaftlich einwandfrei ergaben, daß vom lebenden Körper Strahlungen ausgehen, die sich in Form elektrischer Wirkungen bis zur Entfernung von zwei Metern in der Umgebung ausbreiten. Danach ist jeder tätige Mensch ein Geber (oder Sender) elektrischer Emanationen, die seine Umgebung bestreichen, aber auch jeder, der diese Umgebung betritt, ein Empfänger dieser Ströme, die er — so könnte man im Sinne Ebles annehmen — als lust- oder unlustbetonte „Reize" empfinden kann. Ein Vorgang, dessen letzte Erklärung allerdings noch aussteht, dem aber wahrschein-

Digitized by Google

lich elektrische Erregungen der Haut und Tätigkeitsströme der Muskeln zugrunde liegen.

Wenn dann Eble weiter meint, daß die Schamhaare imstande sind, das dem Körper entströmende elektrische Fluidum zu speichern, so stimmt das auch wieder mit der wissenschaftlich fundierten Tatsache überein, daß Haare besonders leicht elektrisch werden. „Jeder von uns kennt Menschen", sagt S. Exner[2], „an deren Haaren das Kämmen mächtige Ladungen erzeugt. Es kann zu Funken kommen, deren Überspringen man hört und im Dunkeln sieht, oder die Haare stoßen sich wegen der Ladung mit gleichnamiger Elektrizität gegenseitig so kräftig ab, daß sie sich sträuben". Wozu noch zu bemerken ist, daß diese elektrischen Ausstrahlungen bei geschlechtlicher Erregung auffallend zunehmen. Zu solchen Elektrizitätserregern können nun auch die Schamhaare werden, weil bei der Art und Weise des menschlichen Coitus der Mons Veneris des Mannes und des Weibes sich aneinander reiben. Auf dieser Tatsache beruht ja auch die schon von Fabricius de Aquapendente aufgestellte, von Blancard wiederholte, dann von Eble übernommene und zum Schlusse auch von Exner[1] wieder verfochtene Ansicht, daß die Schamhaare gleichsam als polsterartige Walzen zur Vermeidung der Reibung der Hautstellen des Schambergs dienen, daß ihnen demnach eine mechanische Schutzwirkung zukäme.

Einem weiteren Schutzzweck sollen die Schamhaare auch dadurch dienen, daß sie das Eindringen von Staub, Schmutz und Bakterien in die Vulva, Vagina und damit auch in den Uterus verhindern. Auch hier drängt sich einem die Frage auf, wozu haben dann die Männer ihr Schamhaar?

Daß Blancard ihnen außerdem eine Kälteschutzwirkung zuschreibt, haben wir schon oben erwähnt und hinzugefügt, daß dies nur für die Frau zutreffe. Ein Einwand, der seine Bestätigung durch den Hinweis Kehrers erhält, daß sich der Wert eines wärmenden Mantels der Schamberg-Vulva-Region auch aus dem unangenehmen Kältegefühl ermessen läßt, über das die Frauen nach Rasieren dieser Gegend, wie es vor größeren geburtshilflichen und gynäkologischen Operationen vorgenommen wird, besonders zur Zeit der folgenden Menstruation klagen.

Auch als wichtige „Auftrocknungseinrichtung" (Löhner[1]) werden die Schamhaare angesehen, wie ja schon Fabricius annahm, daß sie „den örtlichen Schweiß aufsaugen"; sie sollen aber auch die Benetzung der Oberschenkel mit Menstrualblut and anderen Absonderungen aus den inneren Genitalien verhüten.

Digitized by Google

Da ist es nun reizvoll, darauf hinzuweisen, daß auch Ernst Klotz in seinem viel angefeindeten Buche „Der Mensch als Vierfüßler" den Schamhaaren ein solches Zweckmoment zuerkennt, jedoch nur „bei organgemäßer Stellung der Frau". Denn die weiblichen Schamhaare, so begründet er seine Ansicht, zeigen gleich der Klitoris und dem Scheideneingang sich nicht angepaßt dem aufrechten Gang des Homo. Wären sie es und damit auch die Harnröhre, so würde die Richtung der letzteren und ihre Funktion, die Urinabsonderung, die Schamhaare als Auftrocknungseinrichtung zweckmäßig erscheinen lassen: „weder seitlich noch ventral kann Flüssigkeit den Körper verunreinigen; tropfbar würde die Flüssigkeit abfallen, ohne am Körper breitzusickern: bei organmäßigem Urinieren."

Als weiteres Kuriosum sei hier nochmals auf die sog. „Halteseiltheorie" von Robinson erinnert, wonach die langen Haarbüschel des Schamberges (und der Axilla) dem Umstande ihre Erhaltung verdanken, daß sie in früheren Perioden dem Säugling das Anklammern an der sonst glatten Mutter, bei Bewegungen und Klettern derselben, ermöglicht oder erleichtert hätten. Mit den Händen habe sich der Säugling an den Achselhaaren, mit den Füßen an den Schamhaaren festgehalten.

Neben diesen mechanischen Argumenten finden wir bei Friedenthal[1] auch ein entwicklungsgeschichtliches angeführt, wonach die Terminalhaarfelder am Schamberg (und in der Achselhöhle) auf früher dortselbst vorhandene und ehemals funktionierende Brüste beim Menschengeschlecht hinweisen sollen. Für diese Ansicht könne der Verlauf der Milchlinie bei Mensch und Affe als Stütze herangezogen werden, wie ja Wiedersheim in seinem Buche „Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit" bei einem Manne Haarwirbel an der Stelle überzähliger Brustwarzen abbilde. Weil bei einigen Echidnaarten Haarbüschel die Stelle der Brustwarzen vertreten und das Sekret der „Milchdrüsen" zum Maule des Säuglings leiten, könnte schließlich auch an eine ähnliche Funktion der Terminalhaarschöpfe in früherer Zeit gedacht werden. Allerdings lege der Beginn der Schambergbehaarung beim Menschen in keiner Weise den Gedanken an eine frühere Zweiteilung nahe.

Eine ganz merkwürdige Theorie über die Entstehung und Erhaltung der Schamhaare stellt nun Friedenthal[1] selbst auf. Und zwar soll die Schambehaarung, die er als das auffälligste Sondermerkmal der menschlichen Behaarung bezeichnet, ihr Auftreten

Digitized by Google

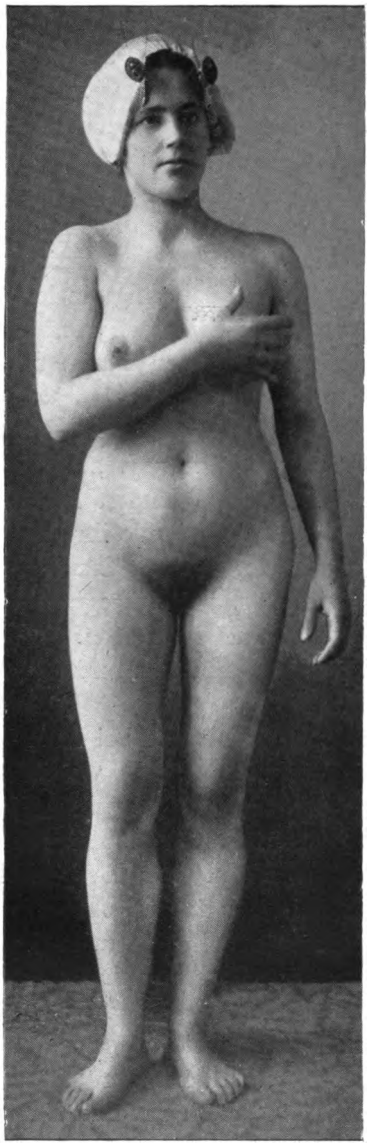


Abb. 15. Normal entwickeltes und konfiguriertes Schamhaar bei einer Niederländerin.
(Nach C. H. Stratz.)

dem den Menschen eigenen sexuellen Schamgefühl verdanken; sie wäre als Folge von Nervenreizen und Gefäßreaktionen entstanden, die durch sexuelle Erregungen und darauf einsetzende psychische Hemmungsvorgänge (Schamunterdrükkung) hervorgerufen worden wären. Alle Momente, die Gefäßerweiterung und Spannungszunahme einer Hautpartie hervorriefen, begünstigten ganz allgemein daselbst einen Haarverlust an der betreffenden Stelle, während die gegensätzlichen Vorgänge der Gefäßverengerung und Entspannung das Haarwachstum förderten. So sähe man bei Tieren, bei welchen fortwährende sexuelle Erregung schon im unreifen Lebensalter die Reizbarkeit des Geschlechtsgefühls beweist, wie z. B. bei den Pavianen, die Haut in der Umgebung der Geschlechtsteile ihren Haarwuchs verlieren und die Bildung mächtiger Gefäßschwielen, völlig haarloser Hautstellen, auftreten, wie auch bei vielen weiblichen Säugetieren die Umgebung der Geschlechtsöffnung durch Haararmut oder völlige Nacktheit ausgezeichnet sei. Nur dem Menschen käme Schamgefühl zu, nur der Mensch habe einen Schamreflex ausgebildet und beantworte eine ihm unwillkommene Erregung des Geschlechtsgefühls nicht mit der gewöhnlichen Gefäßerweiterung und Hautspannung der Geschlechtsteile, sondern mit einer vom Großhirn ausgehenden Hemmung und Verengerung der Hautgefäße der Schamgegend. Es ist nicht unwahrscheinlich, so argumentiert Friedenthal über den Zu-

Digitized by Google

sammenhang zwischen dem menschlichen Schamgefühl und dem Entstehen und der Erhaltung der Schambehaarung weiter, daß in früheren Zeiten das Zusammenleben sexuell erregbarer, unbekleideter Menschen eine sehr häufige vom Großhirn ausgehende Hemmung der Erregung des Geschlechtsgefühls notwendig machte, und zwar für den Mann wegen der Notwendigkeit des Fortfalls der Erektion des Penis häufiger und notwendiger als für die Frau. Eine Anschauung, die, so plausibel sie auch erscheinen mag, dennoch nicht viel Anhänger gefunden hat.

Daß dem Schamhaar als der Genitalbehaarung schlechthin eine Sexualfunktion zukommt, braucht wohl nicht erst näher begründet zu werden. Worauf es ankommt, ist, zu wissen, worin die eigentliche sexuelle Rolle des Schamhaares besteht. Auch hier wurden die verschiedensten Theorien und Hypothesen aufgestellt. Schon die mechanische Schutzwirkung, die wir früher erwähnt haben: die Leistung der Schamhaare als mechanische, reibungsmindernde Einrichtung (Polster- oder Walzenfunktion) beim Coitus wäre als eine solche Sexualfunktion zu bezeichnen. Ebenso die physiologische Aufgabe der Schamhaare, die nach Eble „in einem eigentümlichen Einfluß auf den beim Beischlaf wirkenden elektrischen Prozeß zwischen den beiden sich polarisch entgegengesetzten Individuen besteht", wobei demnach die Schamhaare als Spitzen der Ableitung der Elektrizität zu dienen haben.

Die Schamhaare als erotische Duftpinsel

In gewissem Sinne wäre auch die von Zell aufgestellte, schon früher erwähnte Theorie hierher zu rechnen, wonach die Scham- (und Achselhaare) „ein körperliches Testament (Erbgut) aus uralter Zeit" seien, die — als der Mensch noch ein Nasentier war — bei dem haarlosen Körper des Menschen als „Duftpinsel" vorn an den Achseln und hinten an den Schamteilen notwendig waren, um schnell das Geschlecht bei einem Begegnenden feststellen zu können. Zell vergleicht die Achsel- und Schamhaare mit den sog. Kastanien des Pferdes; das sind die Hornwarzen an der Innenseite der Beine derselben. Man hat diese Hornwarzen früher für die Reste des ursprünglichen fünfzehigen Fußes des Pferdes gehalten, bis neuere Forschungen ergaben, daß die Kastanien frühere Drüsen sind, die zum Anlocken der Geschlechter dienten. Wie nun diese Kastanien nur ein Atavismus, Zeugen einer früheren Zeit seien, die ihre ursprüngliche Sexualfunktion nicht mehr ausüben,

Digitized by Google

so sei dies auch bei den Scham-(und Achsel)haaren der Fall. Denn „welcher Mensch wäre heute imstande", fragt Zell „durch den Geruch unter gewöhnlichen Verhältnissen irgend etwas auf geschlechtlichem Gebiete festzustellen? Dazu ist die Durchschnittsnase des Menschen zu stumpf".

Demgegenüber sei nur darauf hingewiesen, was wir bei Besprechung der Sexualfunktion der Kopf-, Bart- und Achselhaare über die Wirkung derselben als Duftpinsel und Geruchszerstäuber sexuell erregender Gerüche ausgeführt haben. Es genügt, um die Unrichtigkeit der Zellschen Ansicht aufzuzeigen, und es bedarf nicht erst des Hinweises auf die Schamhaare, daß auch diese kein Atavismus sind, sondern auch heute noch als „Duftzerstreuer", „Duftpinsel" für die Verteilung der Genitaldrüsensekrete in der Luft („Zerstäubungspinsel von sexuellen Düften") der sexuell-erotischen Anlockung dienen. Finden sich doch auch am Mons Veneris jene apokrinen, in die Haarfollikel mündenden großen Schweißdrüsen, die nach Schiefferdecker die erotisch wirkenden Duftstoffe produzieren.

Leider fand ich nirgends angegeben, ob diese apokrinen Drüsen am Mons Veneris und seiner Umgebung bei Mann und Frau gleich stark entwickelt sind. Die Frage ist deshalb von Wichtigkeit, weil ich der Ansicht bin, daß die Wirkung der Schamhaare als Duftpinsel und Geruchszerstäuber sexuell erregender Gerüche nur für die Behaarung des weiblichen Schamberg-Vulva-Gebietes Geltung hat, weil die Genitaldüfte der Frau schon nach ihren Quellen viel mannigfaltiger sind als diejenigen des Mannes. Bei diesem kommen doch nur der Duft der äußeren Haut des Penis und des Scrotums und ihrer nächsten Umgebung, dann noch der Duft des Vorhauttalges und der des Samens in Betracht, Organe und Sekrete demnach, die mit den Schamhaaren entweder gar nicht oder nur ganz lose in Zusammenhang stehen. Bei der Frau dagegen stehen die Schamhaare in viel innigerer Beziehung zum Genitale und dessen Ausscheidungen (Behaarung der großen Schamlippen im Zusammenhang mit der des Mons Veneris, evtl. der inneren Schenkelflächen, dann das Sekret der Bartholinschen Drüsen, das Scheidensekret und das Menstrualblut). Dann kommt bei der Frau — was für unsere Ansicht von großer Wichtigkeit ist — neben den spezifischen Sexualdüften noch der Geruch des sich zersetzenden Harns in Betracht, der, wie Stoll sehr richtig hinweist, nicht nur infolge der capillaren Wirkung der sich berührenden Scheidenwände in kleiner Menge nach dem Urinieren zurückbleibt

Digitized by Google

und sich unter dem Einflusse der Körperwärme zersetzt, sondern der auch vielfach die Schamhaare benetzt und an ihnen haften bleibt. Alle diese Umstände wirken zusammen, um die weiblichen Genitalien zu einer wesentlich intensiveren Duftquelle zu machen, als es die männlichen sind. Eine Duftquelle, die erotisch auf den Mann einwirken kann, wodurch die Schamhaare geradezu zum Fetisch werden können, wobei die Geruchsqualität des Scheidensekrets oder des Urins den Fetisch wertvoll macht.

In Beziehung auf diese Tatsache nennt Th. G. v. Hippel (Über die Ehe) die Unsauberkeit das „Aushängeschild der Venus Pandaemos", wie auch F. S. Krauß (Kryptadia, Bd. VI) von den Südslawen berichtet, daß dort die Unreinlichkeit der Genitalien und ihrer Umgebung als sexuelles Stimulans hoch geschätzt werde und demgemäß diese Teile niemals gewaschen werden, wobei besonders der durch den Geruchssinn vermittelte erotische Reiz auf den Geschlechtstrieb hervorgehoben wird. Doch das sind Ausnahmen, Rückbildungen aus kulturlosen Zeiten, in denen die sexuellen Gerüche eine viel wichtigere Rolle spielten als heutzutage und bei der „geschlechtlichen Zuchtwahl" jene Weiber von den Männern bevorzugt wurden, die sich durch einen besonders stark ausgeprägten „Odor di femina" auszeichneten. Mit fortschreitender Kultur wurden die natürlichen Sexualgerüche vielfach durch künstliche Parfüme ersetzt, deren Ursprung sich wohl zum Teil an die Nachahmung oder Verstärkung der natürlichen Ausdünstung knüpft, zum Teil aber auch, besonders in der Neuzeit, in der man überhaupt eine Aversion gegen alle sich irgendwie auffällig bemerkbar machenden körperlichen Ausdünstungen hat, auf das Bestreben, diese zu verdecken, zurückzuführen ist.

Die Schamhaare als sexuell-optisch wirksame Schmuckbildung

Darum möchte ich die Wirkung der Schamhaare als „Zerstreuungspinsel von sexuellen Düften" nicht für eine so wichtige Sexualfunktion derselben halten, wie dies von seiten zahlreicher Autoren geschieht, sondern überzeugend dartun, daß die Funktion der Schamhaare, der sexuell-erotischen Anlockung zu dienen, vorzüglich auf ihrer Eigenschaft als sexuell-optische Schmuckbildung beruht. Eine Anschauung, mit der ich nicht allein stehe, sondern der schon Galen gehuldigt hat, wenn er die Schamhaare als Versinnlichung und besondere Zierde des Schamberg-Vulva-Gebietes betrachtet: „Pili circa pudenda aperimentum et ornamentum ejus

Digitized by Google

loci partibus praebent non aliter quam nates quidem ano, praeputium autem pudendo."

Doch auch die Auffassung Ebles stützt unsere Ansicht, wenn er sagt: „Die Schamhaare scheinen mir in dieser Beziehung bloß dazu beizutragen, die Schamteile, welche wohl nicht zu den schöngeformten gehören, dem Blicke gehörig zu entziehen", ein Gedanke, wie ihn ähnlich auch schon der alte dänische Anatom T. Bartholinus ausgesprochen hat: „Pili pubis in maturis erumpunt ad labia, ut melius claudatur rima", und den überaus treffend Gerdy folgendermaßen formuliert hat: „Alle diese Teile (d.i. die Genitalien, der Damm und der After) sind durch Haare verdeckt, vornehmlich aber die Zeugungsorgane. Es wird dadurch gleichsam ein Schleier gebildet, unter welchem sich diese schon durch ihre Lage versteckten Organe dem Auge entziehen, und wunderbarerweise gerade dann, wenn die Geschlechtsteile aus ihrer ursprünglichen Keuschheit heraustreten, wenn ich mich so ausdrücken darf, wenn die Geschlechtsdifferenz schon die Leidenschaft der Liebe aufzuregen vermag — gerade dann bedeckt sie die Natur mit einem Schleier, welcher die Einbildungskraft nur um so mehr aufregt und die mächtigste Leidenschaft nur um so stärker entflammt." In diesem Sinne sagt auch Hebbel in seinem „Gyges" sehr richtig: „Denn das uns reizt, das lieben wir verhüllt."

Die Sitte der Depilation der Schamhaare

Gegen diese „Anzeige"- und „Verhüllungstheorie", wie Zell kurz und einprägsam die eben angeführten Anschauungen über die sexuell-erotische Schmuckwirkung der Schamhaare nennt, wird von nicht wenigen Autoren immer wieder die besonders im Altertum verbreitet gewesene, allerdings auch heute noch bei manchen Völkern geübte Sitte der Enthaarung (Depilation) der weiblichen Genitalgegend als Gegenargument angeführt. Nicht die Schamhaare seien als Schmuck anzusehen, sondern ihr Fehlen. Wir wollen auch gar nicht bestreiten, daß es eine Zeit gegeben hat, in der Ägypterinnen, Griechinnen und Römerinnen ihre Schamhaare entfernten, um dadurch den Mann sexuell zu erregen. Diese Tatsache besteht und ist durch verschiedene Aussprüche griechischer und römischer Dichter — ich nenne nur Aristophanes und Martial — beglaubigt.

Wir behaupten dagegen nur, daß die durch die Enthaarung der Schamteile beabsichtigte Erhöhung der männlichen Libido nicht

Digitized by Google

den ersten Anstoß zu dieser Sitte gegeben hat, und daß letztere nicht allgemein verbreitet war, sondern daß die Depilation ursprünglich aus weniger obszönen Gründen vorgenommen worden ist, und zwar aus Gründen der Reinlichkeit und Sauberkeit, was aus unseren früheren Darlegungen über die nichts weniger als angenehm zu empfindende Duftwirkung der Schambehaarung wohl nicht schwer zu begreifen ist. Diese ursprüngliche Wurzel der Depilation geriet aber allmählich in Vergessenheit, und die Enthaarung wurde zu einer erotischen Mode, der, ähnlich vielen anderen Moden, welche ihren Ursprung dem Wunsche verdanken, einen Schönheitsfehler, die Folgen einer Krankheit, kurz eine körperliche Unzulänglichkeit zu verdecken, ebenfalls ein körperlicher Makel, der der Unreinlichkeit und des üblen Geruches, zugrunde lag. Beweis dessen, daß uns die Sitte der Schamhaardepilation zuerst bei den Prostituierten und den Hetären entgegentritt*, die ihr Liebesgeschäft dazu zwang, diesen, wenn wir so sagen dürfen, Schönheitsfehler zu beseitigen. Wie es ja auch in der Renaissance wohl nur die Kurtisanen waren, die ihre Genitalien durch Depilatorien oder durch Rasieren enthaarten, wie es in Japan bis in unsere Zeit hinein nur die Bewohnerinnen der Yoshiwara — und zwar, wie Stratz[3] ausdrücklich betont — „oft aus Reinlichkeitsgründen" taten, und wie sich heute auch noch allgemein die Prostituierten in Ägypten, Indien und Persien ihre Leistengegend epilieren.

Auch die Prostituierten in Rom enthaarten ihre Schamteile, solange sie begehrenswert erscheinen wollten, weshalb alte oder häßliche Weiber verspottet wurden, wenn sie gleichfalls auf diesen Punkt der Körperpflege Wert legten.

Wie bei den Griechen und Römern, so war auch bei den Völkern des arabisch-islamitischen Kulturkreises der ursprüngliche Grund für die Enthaarung der weiblichen Genitalien allmählich in Vergessenheit geraten, nur daß hier aus einer volkstümlichen Anschauung, welche die Schambehaarung nicht nur als etwas Überflüssiges, sondern auch als etwas der Reinhaltung des Körpers Hinderliches empfand, eine rituelle Vorschrift, eine religiöse Satzung wurde, in welcher, wie Stoll hinweist, der Begriff der Reinhaltung auch zum Symbol der seelischen Reinheit und Sündlosigkeit geworden ist.

Stratz[1] hält die Gestaltung des weiblichen Bauches um so

* So bei Aristophanes (Frösche 515f.), wo er von „Tänzerinnen, in voller Jugendblüt und frisch enthaart" spricht, die als besondere Leckerbissen galten.

Digitized by Google

normaler und schöner, je weniger in der aufrechten Stellung von vorn die Schamspalte sichtbar ist. Gegen diesen Schönheitsbegriff könnte allerdings der Einwand erhoben werden, daß die griechischen Künstler ihren weiblichen Statuen keine Schamhaare gegeben haben und auch die heutigen Bildhauer und Maler der großen Mehrzahl nach den weiblichen Körper ohne Schamhaar darstellen. Darauf ist zu erwidern, daß die weiblichen Wesen, die sich den antiken Künstlern als Modelle angeboten haben, eben nur Hetären, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen u. dgl. waren, die alle aus „Geschäftsrücksichten", wenn man so sagen darf, ihre Scham von Haaren entblößt tragen mußten. Wozu noch zu bemerken ist, daß wir in H. Lichts „Sittengeschichte Griechenlands" nicht wenige mit erotischen Szenen bemalte Vasen und Schalen beschrieben finden, auf denen bei einzelnen Nymphen unter den flordünnen Gewändern die Schamhaare deutlich zu sehen sind, woraus sich ergibt, daß die früher besprochene Regel, nach der das griechische Auge die weibliche Schambehaarung als unästhetisch und daher nicht stimulierend empfand, nicht ohne Ausnahme bestanden hat.

Daß unsere Bildhauer und Maler die alte Mode, weibliche Figuren ohne Schamhaare darzustellen, beibehalten haben, ist sehr zu bedauern, weil das, wie schon Havelock Ellis mit Recht betont, weder der Wirklichkeit noch unseren Vorstellungen von dem, was im Leben schön und schicklich ist, entspricht. Die Schamhaare sind nun einmal ein nicht zu unterschätzender Schmuck des menschlichen Körpers. Beweis dessen auch die Tatsache, daß sie bei den männlichen Statuen der antiken und modernen Künstler nie fehlen, oft sogar besonders stark hervorgehoben sind.

Daß es immer Männer, gewöhnliche Sterbliche oder Künstler, gegeben hat und gibt, die für den „süßen Schleier der Natur", wie der Abbé Grécourt in einem seiner Gedichte die weiblichen Schamhaare nennt, nichts übrig haben, wer wollte es leugnen? Es sei nur auf den bekannten Künstler Bayros hingewiesen, der in seinen erotischen Zeichnungen fast nur im Cunnischen, und zwar in dem erst mädchenhaften, schwelgt. Keine einzige seiner weiblichen Figuren zeigt Schamhaare. Doch sind das Ausnahmen, Entartungen eines, wie E. Fuchs sich ausdrückt, „pervers-infantilistischen" Zeichners. Wie es ja auch nur fast immer homosexuell eingestellte Männer sind, die sich vor Frauen, die behaart sind, ja sogar vor gering entwickelten Schamhaaren von Frauen ekeln.

Auf einen normal entwickelten und normal empfindenden Mann

Digitized by Google

wird ein von Haaren entblößtes weibliches Genitale immer abstoßend wirken, woraus sich ohne weiteres ergibt, daß das weibliche Schamhaar einen außerordentlich wichtigen sexuell-erotischen Schmuck darstellt.

Daran ändert auch die Meinung von J. Preuß nichts, daß die „Töchter Zions", die, wie die Aggada sagt, „weder Pubes noch Hircines hatten, sie also nicht dauernd zu entfernen brauchten, wie andere", deshalb auch den „Ruf der Schönheit genossen". Eine Auffassung, die uns schon deshalb falsch zu sein scheint, da die damaligen Juden glaubten, daß sich der Penis bei der Kohabitation in den Schamhaaren verwickeln könne*, und nur deshalb die Haarlosigkeit der weiblichen Schamgegend als einen Vorzug ihrer Frauen betrachteten. Ein solches Verfangen des Penis in den Schamhaaren soll nach der Legende bei dem zu so trauriger Berühmtheit gelangten Kebsweibe von Gibea der Fall gewesen sein, die deswegen ihren Mann verlassen mußte.

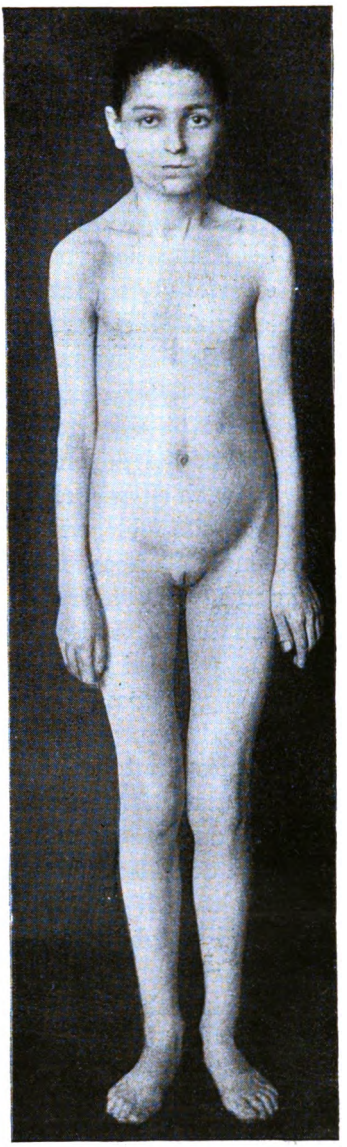


Abb. 16. Infantilismus eines 30jährigen Weibes. Fehlendes Achsel- und Schamhaar. (Nach Meige.)

Als Gegner unserer Auffassung, daß das weibliche Schamhaar ein sexueller Schmuck sei, müssen wir auch noch den schon des öftern zitierten Zoologen Zell anführen, der da sagt: „Würden die Schamhaare als Schmuck aufgefaßt, so müßte ihnen von den Naturvölkern ebenso wie den Kopfhaaren eine besondere Pflege zuteil werden." Darauf antworten wir ihm mit Ploß-Bartels, daß die Epilation mit Vorliebe nur von solchen

* Ähnlich wie sich die Swahili-Weiber (im ehemaligen Deutsch-Ostafrika) den Geschlechtsteil enthaaren, angeblich, damit sich der Penis nicht daran zerscheuere (Zache).

Digitized by Google

Völkern ausgeübt wird, welche von Natur aus eine nur geringe und dürftige Behaarung der Geschlechtsteile besitzen, ganz ähnlich wie sich meist nur solche Völker rasieren, welche kümmerliche Bärte haben. Sie ersetzen dann den ihnen fehlenden Genitalschmuck durch einen anderen, durch die Tatauierung.

Daß dem so ist, geht aus folgenden Überlegungen und Tatsachen hervor. Da das Schamhaar erst mit der Pubertät eintritt und bei Kastration vor der Pubertät sich nicht oder nur sehr spärlich entwickelt, so hat man seit jeher das Auftreten der Schamhaare als Zeichen der erlangten Geschlechtsreife betrachtet. Also mit dem Reifen der primären sexuellen Geschlechtscharaktere, der Geschlechtsorgane, entwickelt sich das Schamhaar und umgekehrt. Wo diese Koinzidenz nicht vorhanden ist, wie z. B. bei vielen Naturvölkern, bei denen die Schamhaare in der Pubertät sich nur sehr spärlich entwickeln, demnach das natürliche Merkmal der Geschlechtsreife fehlt, tritt an Stelle der Schamhaare als Zeichen eingetretener Mannbarkeit der Mädchen die Tatauierung des Schambergs in Form von breiten, bogenförmigen schwarzen Streifen, wie bei den Polynesierinnen, oder die Rotfärbung der enthaarten Stellen, wie bei den Weibern im Bismarckarchipel. Bei den Frauen von Ponapé in der Karolinengruppe, den Samoanerinnen und den Buschnegerinnen Surinams zieht sich die Tatauierung in Form eines breiten Gürtels um den Unterleib herum. „Die Bedeckung der Schamteile", sagt Kubary, „wird so sorgfältig ausgeführt, daß die Zeichnung sich auch auf die Labia majora wie auch auf den Meatus vaginae erstreckt." Auf den Nukuoro-Inseln beschränkt sich hingegen die Tatauierung nur auf den Schamhügel und besteht aus einem einfachen unausgefüllten Dreieck, dessen zwei Seiten schraffiert sind und über dessen nach oben gerichteter Basis sich eine einfache, an beiden Enden mit Widerhaken versehene Linie befindet (Kubary). Die Tatauierung der Genitalregion spricht zur Genüge dafür, daß diese kosmetische Verzierung hauptsächlich zum Zwecke der sexuellen Anlockung und Anreizung vorgenommen wird. Durch die Tatauierung soll die Schamgegend interessanter und reizvoller und damit auch der ganze Mensch anziehender wirken.

In der Tatauierung der weiblichen Geschlechtsteile wird uns so recht der Sinn der Mode offenbar. Auch der Sinn der Mode des Depilierens der Schamhaare. Vor allem, weil wir darin das uralte Bestreben der Menschen erblicken, sich ein anderes Aussehen zu geben, als die Natur ihnen gegönnt hat, und der Ausgangspunkt

Digitized by Google

der Mode doch nichts anderes ist als die Unzufriedenheit des Menschen mit seiner körperlichen Erscheinung. Weshalb die moderne Modedame wie das einfache Naturkind der Wildnis gleichermaßen ihren Körper dem Modedämon opfern. Dann aber auch, weil die höchste Lebens- und Werbekraft der Mode der Gegensatz ist. Springt er in irgendeiner Weise in unser Auge, so bleibt dieses gebannt haften. Und was wäre hierzu geeigneter als die durch die Tatauierung grell und auffallend hervorgehobene weibliche Scham? Wie ja jeder Schmuck am weiblichen Körper die Aufmerksamkeit und damit die Geschlechtsbegierde des anderen Geschlechtes zu erregen vermag.

Für einen solchen sexuell-erotischen Schmuck halten wir, wie wir schon oben betont haben, das männliche, insbesondere aber das weibliche Schamhaar, das immer wieder seine Bewunderer und Anbeter gefunden hat. Auch hier ist es der Gegensatz zwischen dem weißen Frauenleib und dem dunklen Schamhaar, der immer wieder in die Augen sprang und besungen wurde.

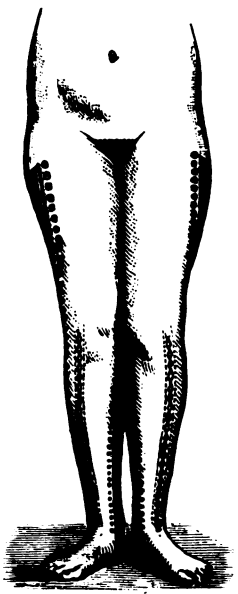


Abb. 17. Genital-Tatauierung einer Pelau-Insulanerin. (Nach Kubary.)

Schamhaarfetischismus

Was Wunder, daß die Schamhaare als sexuell-optisch wirksame Schmuckbildung auch häufig Gegenstand eines mehr oder minder krankhaften Fetischismus werden können, bei dem sich die fetischistischen Gelüste eben nur auf die Schamhaare konzentrieren, denen gegenüber die Bedeutung der geliebten Person mehr oder weniger zurücktritt. Hieher gehören die Fälle, wo Männer einen besonderen Genuß darin finden, die weiblichen Schamhaare zu — kämmen, wie schon Rétif de la Bretonne erwähnt hat, wie es aber auch gegenwärtig inner- und außerhalb der Bordelle noch vorzukommen pflegt. Als Schamhaarfetischismus ist besonders das Bedürfnis zu bezeichnen, die Schamhaare vom Körper zu isolieren, sie zu sammeln oder sie gar zur sexuellen Befriedigung zu benutzen.

Der Trieb, Schamhaare der Geliebten zu besitzen, fand und findet sich nach Lumpp vornehmlich auch bei Zuhältern, wie er im

Digitized by Google

Männerzuchthaus Bruchsal (Baden) beobachten konnte. Diese Zuchthausinsassen trugen mehrfach grellfarbene Leibgürtel, in denen, als man sie öffnete, sich als Einlage ein Bäuschchen oder einige Schamhaarlocken eingehüllt in einer moschus- oder patschouliduftenden Seidenhülle fanden. Ob damit etwa ein Liebeszauber Hand in Hand geht, vermag Lumpp nicht zu sagen. Vielleicht ließe sich annehmen, daß der angegriffene Apache um so verteidigungenergischer wird, da er Andenken an die Geliebte zu verteidigen hat, oder daß das leibliche „Geschenk" der Geliebten den Beschenkten in allen Unternehmungen wagemutiger machen soll.

Schamhaar und Liebeszauber

Wir haben eben auch des Zusammenhangs zwischen Schamhaaren und Liebeszauber Erwähnung getan. Dazu wäre noch zu sagen, daß in der ganzen Welt, unter deutschen Bauern, wie unter den Stämmen Asiens, der Glaube herrscht, daß man Teile des eigenen Körpers als Aphrodisiacum verwenden könne, um die Liebe eines andern oder einer andern zu erregen. Und daß natürlich jene Teile ganz besonders wertvoll und brauchbar sind, die irgendwie mit der Sexualregion in Verbindung stehen. So erzählt Riedel von den Eingeborenen von Ambon und den Ulias-Inseln, daß dort die Verlobten sich zum Zeichen ihrer Verbindung neben Ringen und Taschentüchern auch die gegenseitigen Schamhaare überreichen, welch letztere mit dem ninu sanopalo (Treuschwur) ein unverbrüchliches Band der Treue bilden. Auf den Keei-Inseln findet ein derartiger Austausch zwischen Verlobten nicht statt: „nur Paare, die miteinander den Coitus ausüben, ohne die Absicht, einander zu heiraten, geben einander ein wenig Haar, auch wohl Schamhaare, als Treupfand". Derlei abergläubische Bräuche sind auch bei den Südslawen, wie Krauß berichtet, in Übung. Liebt dort ein Mädchen einen Burschen, so rupft sie sich ein Büschel von Schamhaaren aus und gibt sie dem Burschen zur Erinnerung; ebenso gibt der Bursche von den seinen dem Mädchen. Mitunter ereignet es sich, daß ein Bursche mit Gewalt oder mit Hinterlist ein Mädchen überrumpelt, ihr Schamhaare ausreißt und sie zur Erinnerung bewahrt.

Sehr merkwürdig sind die Anweisungen des Orients. Wie dabei die Beziehung zum Sexuellen hergestellt wird, das geht aus folgendem Rezept hervor: „Man verbrenne drei Haare von den Schamteilen und drei von der Achselhöhle auf einer Feuerschaufel, tue das

Digitized by Google

Pulver in irgendeine Speise, und die Person, die du liebst, wird dir ewig treu sein." Hier ist die Symbolbeziehung ganz offenbar; und es kann uns nicht verwundern, daß man die Kraft, die Liebe zu erhalten, wie Frh. v. Reitzenstein sehr treffend sagt, gerade einem Teile von jenen Organen zutraut, wo schließlich die Liebe perfekt wird.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Adachi, B.: Geruch der Europäer. Globus 1903, Bd. 83.

Altmann, P.: Über Eunuchoidismus. Virchow's Archiv 1930, Bd. 276.

Ammon, O.: Zur Anthropologie der Badener. Karlsruhe 1899.

Amrain, K.: Hypertrichie im Volksmund. Anthropophyteia 1910, Bd. 7.

Apert: Troubles de glandes génitales. Nouveau traité de méd. 1926, Bd. 8.

1. Aschner, B.: Die Blutdrüsenerkrankungen des Weibes. Wiesbaden 1918.
2. Aschner, B.: Die Konstitution der Frau und ihre Beziehungen zur Geburtshilfe und Gynäkologie. München 1924.
3. Aschner, B.: Die Komplexion (Pigmentgehalt, Haar-, Haut- und Augenfarbe) als ein Hauptkriterium der Konstitution. Arch. f. Frauenkde. u. Konstitutionsforschg. 1925, Bd. 11.

Bab, H.: Uterus duplex und Hypertrichosis. Zschr. f. Geburtsh. 1918, Bd. 80.

1. Baelz, E.: Menschenrassen Ostasiens mit spezieller Rücksicht auf Japan. Zschr. f. Ethnolog. 1901, Jg. 33.
2. Baelz, E.: Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Mitt. d. deutsch. Ges. f. Nat.- u. Völkerkde. Ostasiens 1884—1888, Bd. 11.

1. Bartels, M.: Einiges über den Weiberbart in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung. Zschr. f. Ethnolog. 1881, Bd. 13.
2. Bartels, M.: Über abnorme Behaarung beim Menschen. Zschr. f. Ethnolog. 1876, Bd. 8.
3. Bartels, M.: Über abnorme Behaarung beim Menschen. 3. Aufsatz. Zschr. f. Ethnolog. 1881, Bd. 13.

Bartholin, Th.: Hist. anat. rar. 1654, Cent I, 43.

Bauer, J.: Konstitutionelle Disposition zu inneren Krankheiten. 2. Aufl. Berlin 1931.

Behrend, G.: Hypertrichosis. Real-Encyklopädie d. ges. Heilkde. Hrsg. v. A. Eulenburg. 1887, Bd. 10.

Belt, The Naturalist in Nicaragua. 1874.

1. Berblinger, W.: Klimakterische Gesichtsbehaarung und endokrine Drüsen. Zschr. f. Konstitutionslehre 1925, Bd. 10.
2. Berblinger, W.: Zur Frage der Gesichtsbehaarung bei Frauen (im Zusammenhang mit Keimdrüsen, Nebennieren und Hypophyse). Zschr. f. Konstitutionslehre 1926, Bd. 12.

Bergfeld, E.: Wie die Urmenschen erbliche Rassenfarben erwarben und wie sie ihr Haarkleid verloren. Berlin 1910.

Digitized by Google

Bergh, R.: Symbolae ad cognitionem genitalium externorum foemineorum, I. Hamburg 1894. (S.A.)

Biedl, A.: Innere Sekretion. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1913/16.

Blancard: Reformierte Anatomie. Aus d. Holländ. u. Lat. ins Hochdeutsche übersetzt von T. Pleucer. Leipzig 1691.

Bloch, I.: Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur. 4.—6. Aufl. Berlin 1903.

Bölsche, W.: Das Liebesleben in der Natur. 3 Bde. Leipzig 1903.

Böttger, C. A.: Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. 3. Aufl. M. Gladbach 1878.

Brandt, A.: Über den Bart der Mannweiber (Viragines). Biolog. Zbl. 1897, Bd. 17.

Bucura, C. J.: Geschlechtsunterschiede beim Menschen. Eine klinisch-physiologische Studie. Wien 1913.

Buschan, G.: Menschenkunde. Ausgewählte Kapitel aus der Naturgeschichte des Menschen. Stuttgart 1909.

Carus, C. G.: Symbolik der menschlichen Gestalt. Neu bearb. u. erweitert von Th. Lessing. 3. Aufl. Celle 1925.

Darwin, Ch.: Die Abstammung des Menschen und die Zuchtwahl in geschlechtlicher Beziehung. Aus d. Engl. übers. von D. Haek. 2 Bde. Reclam, Leipzig o. J.

Doenitz, Zit. bei Ploß-Bartels.

Eble, B.: Die Lehre von den Haaren in der gesammten organischen Natur. 2 Bde. Wien 1831.

Ecker, A.: Über abnorme Behaarung des Menschen, insbesondere über die sogenannten Hundemenschen. Globus 1878, Bd. 23.

Ellis, H.: Die Gattenwahl beim Menschen mit Rücksicht auf Sinnesphysiologie und allgemeine Biologie. Deutsch von H. Kurella. 3. Aufl. Curt Kabitzsch, Leipzig 1922.

1. Exner, S.: Die Funktion der menschlichen Haare. Biolog. Zbl. 1896, Bd. 16.

2. Exner, S.: Über die elektrischen Eigenschaften der Haare und Federn. Wien 1896.

Fabricius ab Aquapendente, Opera omnia anat. et physiol. (p. 445: de pilis) 1565.

Falta, W.: Die Erkrankungen der Blutdrüsen. Berlin 1913.

Féré, Ch.: L'instinct sexuel. Evolution et Dissolution. 2. Aufl. Paris 1902.

Finck, H. T.: Geschlecht und Liebe. Deutsch von U. Brachvogel. 2 Bde. Berlin o. J.

Fischer, E.: In E. Baur, E. Fischer und F. Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. München 1923.

Freud, S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Wien 1905.

Freund, R.: Abnorme Behaarung bei Entwicklungsstörungen. Beitr. z. Geb. u. Gyn. 1900, Bd. 3.

1. Friedenthal, H.: Das Haarkleid des Menschen (Beiträge zur Naturgeschichte des Menschen, I—IV). Jena 1908.

2. Friedenthal, H.: Sonderformen der menschlichen Leibesbildung (Beiträge zur Naturgeschichte des Menschen, V.) Jena 1910.

Fuchs, E.: Geschichte der erotischen Kunst. 3 Bde. Berlin 1908/1923/1926.

Digitized by Google

Galant, J. S.: Untersuchungen über Hypertrichosis bei Frauen. Arch. f. Frauenkde. u. Konstitutionsforschg. 1925, Bd. 11.
Gallais: Le Syndrome génito-surrénal. Paris 1912.
Galopin, A.: Le parfum de la femme et le sens olfactif dans l'amour. Paris 1886.
Geoffroy, St. Hilaire, B. J.: Hist. nat. générale et partic. des anomal. ou traité d. tératologie. 2 T. Paris 1836.
Gerdy: Zit. bei Ploß-Bartels.
Groos, K.: Die Spiele der Menschen. Jena 1899.
Guenther, K.: Vom Urtier zum Menschen. 2 Bde. Stuttgart 1907.
Haeckel, E.: Die Lebenswunder. Volksausgabe. Berlin 1906.
Hagen, A.: Die sexuelle Osphresiologie. Charlottenburg 1901.
Hagen, B.: Unter den Papuas. Wiesbaden 1899.
1. Halban, J.: Die Entwicklung der Geschlechtscharaktere. Eine Studie über den formativen Einfluß der Keimdrüsen. Arch. f. Gyn. 1903, Bd. 70.
2. Halban, J.: Zur Frage der Geschlechtscharaktere. Arch. f. Gyn. 1927, Bd. 130.
4. Halban, J.: Tumoren und Geschlechtscharaktere. Zschr. f. Konstitutionslehre 1925, Bd. 11.
5. Halban, J.: Über ein bisher nicht beachtetes Schwangerschaftssymptom (Hypertrichosis graviditatis). Klin. Wschr. Nr. 1. Wien 1906.
6. Halban, J.: Diskussionsbemerkung. Geb.-gyn. Ges. Wien 1929. Zbl. f. Gyn. Bd. 53, Nr. 33.
1. Hegar, A.: Zur abnormen Behaarung. Beitr. z. Geburtsh. 1901, Bd. 4.
2. Hegar, A.: Über abnorme Behaarung bei weiblichen Geisteskranken. Beitr. z. Geburtsh. 1915, Bd. 19 (Erg.-H.).
3. Hegar A.: Abnorme Behaarung und Uterus duplex. Beitr. z. Geburtsh. 1898 Bd. 1.
Heikertinger, F.: Kritisches über „Schutzeinrichtungen" und „Nachahmungserscheinungen" bei Rychnoten. Zschr. f. wissensch. Insektenbiol. 1917, Bd. 13.
Helbig, Zit. bei I. Bloch, Das Sexualleben unserer Zeit. 1.—4. Aufl. Berlin 1908.
Henning, H.: Der Geruch. Ein Handbuch. 2. Aufl. Leipzig 1924.
Herbst: Formative Reize in der thierischen Ontogenese. Leipzig 1901.
Herff, v.: Über virile Veränderungen nach Kastration. Zbl. f. Gyn. 1896 Bd. 19.
Heyn, A.: Über Menstruation, Haarfärbung und Libido und ihre gegenseitigen Beziehungen. Zschr. f. Geb. u. Gyn. 1920, Bd. 82.
Hildebrandt, H.: Über abnorme Haarbildung beim Menschen. Schriften d. phys.-ökonom. Ges. zu Königsberg 1878, Bd. 19.
Hippel, Th. G. v.: Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin 1792.
Hirsch, M.: s. Schultze, O., und M. Hirsch.
Hirschfeld, M.: Naturgesetze der Liebe. Berlin 1912.
Hyrtl, J.: Handbuch der topographischen Anatomie. 2 Bde. Wien 1857.
Jäger, G.: Entdeckung der Seele. Leipzig 1884.
Jahn: Der Haararzt. 2 Bde. Prag 1828.
Jickeli, C.: Die Unvollkommenheit des Stoffwechsels. Berlin 1902.
Kauders, O.: Keimdrüse, Sexualität und Zentralnervensystem. Berlin 1928.
Kehrer, E.: Die Vulva und ihre Erkrankungen (p. 60—73: Die Behaarung der Vulva). Handb. d. Gyn. Hrsg. v. W. Stoeckel 1929, Bd. 5/2.

Digitized by Google

Klaar, J.: Zur Kenntnis des weiblichen Axillarorgans beim Menschen. Wien. klin. Wschr. 1926, Bd. 39.

Kleinpaul, R.: Das Leben der Sprache und ihre Weltstellung. 3 Bde. Leipzig 1893.

Klotz, E.: Der Mensch als Vierfüßler. Eine anatomische Entdeckung samt neuer Erklärung der bisher falsch gesehenen menschlichen Fortpflanzungsorgane. Leipzig 1908.

Krauß, Fr. S.: Von den Schamhaaren. Anthropophyteia 1904, Bd. 1.

Kubary, J. B.: Das Tätowieren in Mikronesien. In: W. Joest, Tätowieren, Narbenzeichnen und Körperbemalen.

Kumer, L., u. A. Philadelphy: Über Verbrennungen durch moderne Haarpflege (Dauerwellung, Trockenapparate, Zelluloidkämme). Wien. med. Wschr. 1932, Bd. 30.

Le Double, A. F., et F. Houssay: Les Velus. Contribution à l'étude des Variations par excès du système pileux de l'homme et de leur signification au point de vue de l'anthropologie zoologique. Paris 1912.

Lenhossek, v.: Das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen. Jena 1903.

Lenz, F.: Der phylogenetische Haarverlust des Menschen. Arch. f. Rassen- u. Ges.biologie 1916/17, Bd. 12.

Lespinne, V.: Le problème de l'inhibition de la sécrétion du poil et du pigment dans la pelade. Bulletin acad. Méd. Belg. 1930, Bd. 5.

Lessing s. Caro.

Levinger, E.: Die Bedeutung des Behaarungstypus bei der Entstehung von Erkrankungen des Nervensystems. Arch. f. Frauenkde. 1928, Bd. 14.

Licht, H.: Sittengeschichte Griechenlands. 3 Bde. Dresden (1925).

1. Löhner, L.: Über Entstehungsgeschichte und Funktionen des menschlichen Haarkleides. Biolog. Zbl. 1924, Bd. 44.

2. Löhner, L.: Über menschliche Individual- und Regionalgerüche. Pflügers Arch. f. d. ges. Physiologie 1924, Bd. 202.

Lomer, G.: Liebe und Psychose. Wiesbaden 1907.

Lumpp: Das Schicksal von 50 zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe Verurteilten aus dem Männerzuchthaus Bruchsal. Bll. f. Gefängniskunde 1913, Bd. 47.

Malinowski, B.: Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien. Deutsch v. E. Schumann. Leipzig (1929).

Mantegazza, P.: Die Physiologie des Weibes. Aus d. Ital. von R. Teuscher. Jena 1900.

Mathes, P.: Der Infantilismus, die Asthenie und deren Beziehungen zum Nervensystem. Berlin 1912.

Mathias, E.: Über Geschwülste der Nebennierenrinde mit morphogenetischen Wirkungen. Virchows Arch. 1922, Bd. 236.

Merzbach, G.: Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes. Wien 1909.

Mestitz, W.: Zur Frage der Beziehungen zwischen Keimdrüsen und Geschlechtsmerkmalen. Arch. f. Gyn. 1931, Bd. 145.

Metzner, R.: Die Absonderung des Hauttalges und Schweißes. W. Nagel, Handb. d. Physiolog. d. Menschen, Bd. 2/1. Braunschweig 1907.

Meyer, R.: Tubuläre (testiculäre) und solide Formen des Andreioblastoma

Digitized by Google

ovarii und ihre Beziehung zur Vermännlichung. Beitr. z. pathol. Anat. 1930, Bd. 84.

Mötefind, H.: Die Geschichte einer merkwürdigen Barttracht. Die Umschau 1924, Jg. 28.

Moll, A.: Untersuchungen über die Libido sexualis. Berlin 1898.

Müller, Fr.: Zit. bei Friedenthal.

Neuhauß, R.: Deutsch-Neuguinea. 3 Bde. Berlin 1911.

Neumann, H. O.: Geschlechtsumstimmung u. Tumorbildung. Arch. f. Gyn. 1927, Bd. 132.

Nordau, M.: Vom Kremel zur Alhambra. Kulturstudien. 2 Bde. Leipzig 1880.

Novak, J.: Über weiblichen Eunuchoidismus. Arch. f. Gyn. 1932, Bd. 149.

1. Olivet, J.: Über den angeborenen Mangel beider Eierstöcke, zugleich ein Beitrag zur Frage der Kastration und der Behaarung. Frankfurt. Zschr. f. Pathol. 1923 Bd. 29.

2. Olivet, J.: Die sekundäre weibliche Behaarung, ein Hypophysenmerkmal. Zschr. f. Konstiutionslehre 1925, Bd. 10.

Paulini: Zit. bei F. Garmann, De miraculis mortuorum. Dresd. et Lips. 1709.

Pinkus, F.: Die normale Anatomie der Haut (p. 147—189: Die Behaarung des Menschen). Handb. d. Haut- u. Geschlechtskrankh. Bd. 1/1. Berlin 1927.

Ploß, H., u. M. u. P. Bartels: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Neu bearb. u. hrsg. v. Frh. v. Reitzenstein. 3 Bde. 11. Aufl. Berlin 1927.

Preuß, J.: Biblisch-talmudische Medizin. Beiträge zur Geschichte der Heilkunde und der Kultur überhaupt. Berlin 1911.

Priesel, R., u. R. Wagner: Gesetzmäßigkeiten im Auftreten der extragenitalen sekundären Geschlechtsmerkmale bei Mädchen. Zschr. f. Konstitutionslehre 1931, Bd. 15.

Pulay, E.: Biologie und Therapie des Haarausfalls und der Hypertrichose. Zur Pathogenese der Glatzenbildung. Die Med. Welt 1932, Nr. 9.

Ranke, J.: Der Mensch. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1894.

Reitzenstein, Frh. v.: s. Ploß-Bartels.

Riedel, J. G. Fr.: De sluik- en kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua. s'Gravenhage 1886.

Rieger, C.: Die Castration in rechtlicher, socialer und vitaler Hinsicht. Jena 1900.

Robinson, L.: On a possible obsolete function of the axillary and pubic hair tufts in man. The Journ. of anat. and physiol. 1891, Bd. 26.

Rodecurt, M.: Über die Körperbehaarung beim Weibe. Arch. f. Frauenkde. 1932, Bd. 18.

Rosenhagen, R.: Über klimakterische Gesichtsbehaarung. Beitr. z. pathol. Anat. u. z. allg. Pathol. 1928, Bd. 79.

Rothe, F.: Untersuchungen über die Behaarung der Frauen. Inaug. Diss. Berlin 1893.

1. Schein, M.: Über das Wachstum der Haut und der Haare des Menschen. Arch. f. Derm. u. Syph. 1892, Bd. 24.

2. Schein, M.: Über die Entstehung der Glatze. Wien. klin. Wschr. 1903, Jg. 16.

1. Scheuer, O.: Hautkrankheiten sexuellen Ursprungs bei Frauen. Berlin 1911.

2. Scheuer, O.: Ein Fall von vorzeitiger Entwicklung bei Hermaphroditismus mit Wachstumsstörung und Hypertrichosis. Fortschr. auf d. Gebiete d. Röntgenstrahlen 1911, Bd. 17.

Digitized by Google

3. Scheuer, O.: Das menschliche Haar und seine Beziehungen zur Sexualsphäre. Sexual-Probleme 1912, Jg. 8.
4. Scheuer, O. F.: Artikel: „Haar." Handwörterb. d. Sexualwissensch. Hrsg. v. M. Marcuse. 1. u. 2. Aufl. Bonn 1923 u. 1926.
5. Scheuer, O. F.: Artikel: „Sexuelle Düfte." Handwörterb. d. Sexualwissensch. Hrsg. v. M. Marcuse. 1. u. 2. Aufl. Bonn 1923 u. 1926.
6. Scheuer, O. F., und O. Soyka: Das Gefühl. Eine sexualpsych. u. physiol. Darstellung d. Rolle u. Bedeutung d. Tastsinnes f. d. Triebleben d. Menschen. Wien (1930).
1. Schiefferdecker, P.: Über die Haarlosigkeit des Menschen. Eine Betrachtung. Anat. Anz. 1920, Bd. 53.
2. Schiefferdecker, P.: Über morphol. Sekretionserscheinungen in den ekkrinen Hautdrüsen des Menschen. Arch. f. Derm. u. Syph. 1921, Bd. 132.
3. Schiefferdecker, P.: Über den Duft der Tiere und des Menschen, über die Liebe und über die Nacktkultur. Arch. f. Menschenkde. 1925/26, Bd. 1 (Geschlecht u. Gesellschaft Bd. 13).
4. Schiefferdecker, P.: Über Gefäßbündel an den Haaren des Backenbartes bei einem Australier. Arch. f. Derm. u. Syph. 1921, Bd. 132.
5. Schiefferdecker, P.: Die Hautdrüsen des Menschen und der Säugetiere, ihre biologische und rassenanatomische Bedeutung sowie die Muscularis sexualis. Stuttgart 1922.

Schultze, E.: Die sexuelle Bedeutung des Geruchsinns. Zschr. f. Sexualwissenschaft 1919, Bd. 5.

Schultze, O.: Das Weib in anthropologischer und sozialer Betrachtung. 3. Aufl. Umgearb. u. erg. von M. Hirsch. Curt Kabitzsch, Leipzig 1928.

Schwarz, E.: Zwischenniere und Zwittertum. Wien. klin. Wschr. 1927, Nr. 7 u. 8.

Sedlis, E.: Geschlechtsumstimmung durch Ovarialtumor (Arrhenoblastoma). Arch. f. Gyn. 1932, Bd. 149.

Sellheim, H.: Weibliche Entwicklungsantriebe und Möglichkeiten der Geschlechtsumkehr. Arch. f. Frauenkde. u. Konstitutionsforschg. 1926 Bd. 12.

Siebke, H.: Thelikinin und Androkinin, das weibliche und männliche Sexualhormon, im Körper der Frau. Arch. f. Gyn. 1931, Bd. 146.

Sokolowsky, A.: Der Bart des Menschen als Geschlechts- und Rassenmerkmal. Geschlecht u. Gesellschaft 1924/25, Bd. 12.

Solowjew, Th.: Zur Frage der Hypotrichosis bei Frauen. Arch. f. Frauenkde. 1927, Bd. 13.

Stein, R. O.: Untersuchungen über die Ursache der Glatze. Wien. klin. Wschr. 1924, Nr. 1.

Steinach, E., und H. Kun: Luteingewebe und männliche Geschlechtscharaktere. Pflügers Arch. f. d. Ges. Physiolog. 1931, Bd. 227.

1. Stekel, W.: Die Geschlechtskälte der Frau. Berlin 1920.
2. Stekel, W.: Hervortreten d. gegengeschlechtl. Geschlechtsmerkmale bei Abstinenz. Zbl. f. Psa. 1913, Bd. 3.

Stieda: Über einen im jugendlichen Alter Kastrierten. Dtsch. med. Wschr. 1908

Stieve, R.: Sondern die Zwischenzellen der Keimdrüsen das geschlechtsspezifische Inkret ab? Mediz. Klinik 1932, Nr. 25/26.

Stoll, O.: Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. Leipzig 1908.

Digitized by Google

Straßmann, E.: Vermännlichung und Wiederverweiblichung. Arch. f. Gyn. 1929, Bd. 137.

1. Stratz, C. H.: Die Schönheit des weiblichen Körpers. 14. Aufl. Stuttgart 1903.

2. Stratz, C. H.: Lebensalter und Geschlechter. Stuttgart 1926.

3. Stratz, C. H.: Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner. Stuttgart 1902.

Tandler und Groß: Die biologischen Grundlagen der sekundären Geschlechtscharaktere. Berlin 1913.

Termeer: Ovarialgeschwülste im Kindesalter und Pubertas praecox. Arch. f. Gyn. 1926, Bd. 127.

Trotter, M.: A Study of facial hair in the white and negro races. Washington Univ. Stud. Scientific series. 1922. Vol. 9.

Vaerting, M.: Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat. Karlsruhe 1921.

1. Wagner, G. A.: Über Vermännlichung durch bestimmte Ovarialtumoren. Dtsche. med. Wschr. 1930, Nr. 27.

2. Wagner, G. A.: Die Geschlechtsmerkmale und ihre Beeinflussung durch Tumoren. Zschr. f. Geb. u. Gyn. 1930, Bd. 98.

Waldeyer, W.: Atlas der menschlichen und tierischen Haare. Lahr 1884.

Wernich, A.: Gynäkologische Mitteilungen aus Japan. Arch. f. Gyn. 1876, Bd. 10.

Westermark, E.: Geschichte der menschlichen Ehe. Jena 1893.

Wiedersheim, R.: Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit. 3. Aufl. Tübingen 1902.

Wuttke, A.: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 4. Aufl. Leipzig (1925).

Zache, H.: Sitten und Gebräuche der Suaheli. Ztschr. f. Ethnol. 1899, Bd. 31.

Zell, Th.: Geheimpfade der Natur. Hamburg 1921.

Digitized by Google

Digitized by Google

Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung

Organ der ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung in Berlin. Unter ständiger Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Dr. **Max Hirsch**, Berlin.

Bezugspreis pro Jahr (= 1 Band im Umfang von etwa 300 S.) RM 30.—. Etwa 4 Hefte, die zwanglos ausgegeben werden, bilden einen Band. 1933 erscheint Band 19.

Monographien zur Frauenkunde und Konstitutionsforschung

Herausgegeben von Dr. **Max Hirsch**, Berlin.

Nr. 1: **Das Geschlechtsleben der Naturvölker.** Von **Hans Fehlinger**, Genf. 93 S. mit 9 Abb. im Text. 1921. Gr.-8°. RM 4.—, Vorzugspreis*) RM 3.20

Nr. 2: **Das ärztliche Heiratszeugnis**, seine wissenschaftlichen und praktischen Grundlagen. Unter Mitwirkung verschiedener Autoritäten herausgegeben von Dr. **Max Hirsch**, Berlin, 80 S. m. 9 Abbild. i. Text. 1921. Gr.-8°. RM 3.—, Vorzugspreis*) RM 2.40

Nr. 3: **Sonderfälle der Fruchtabtreibung.** Von **Ernst Wachtel.** IV, 93 Seiten. 1922. Gr.-8°. RM 3.—, Vorzugspreis*) RM 2.40

Nr. 4: **Ärztliche Heilkunde und Geburtenrückgang.** Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. **Max Hirsch**, Berlin. VII, 54 Seiten. 1922. Gr.-8°. RM 2.—, Vorzugspreis*) RM 1.60

Nr. 5: **Schmerz und Geschlechtstrieb.** Versuche einer Analyse und Theorie der Algolagnie (Sadismus und Masochismus). Von Dr. **Julius Schuster**, Budapest. IV und 43 Seiten mit 2 Schriftproben im Text. 1923. Gr.-8°. RM 1.50, Vorzugspreis*) RM 1.20

Nr. 6: **Geburtenbeschränkung und Sozialismus.** Versuch einer Dogmengeschichte der sozialistischen Bevölkerungslehre. Von Dr. **Erich Unsheim**, Dortmund. VI und 100 Seiten. 1924. Gr.-8°. RM 3.25, Vorzugspreis*) RM 2.60

Nr. 7: **Die ärztlich wichtigen Rechtsbeziehungen des ehelichen Geschlechtsverkehrs** (nach den Entscheidungen des Reichs- und Oberlandesgerichts). Von **Julius Heller.** III, 47 Seiten. 1924. Gr.-8°. RM 2.—, Vorzugspreis*) RM 1.60

Nr. 8: **Das Problem der Unehelichen.** Von Dr. **Hugo Schroeder.** III, 76 Seiten. 1924. Gr.-8°. RM 2.—, Vorzugspreis*) RM 1.60

Nr. 9: **Alltägliches in der Gynäkologie.** Von San.-Rat Dr. **Otto Wille**, Braunschweig. 2., verbesserte Auflage. 54 Seiten mit 1 Abbildung im Text. 1930. Gr.-8°. RM 2.70, Vorzugspreis*) RM 2.30

Deutsche Medizinische Wochenschrift: Das kleine Büchlein bringt wirklich das Alltägliche in der Gynäkologie dem Allgemeinpraktiker in kurzer Form so anschaulich und packend nahe, wie er es kaum anderwärts in der Fachliteratur findet. Ganz besonders hervorgehoben ist die Bedeutung der Konstitution für die Ätiologie mancher Frauenkrankheit. Auch diese Auflage wird sicher schnellstens Eingang in die Ärzteschaft finden. *Prof. Hannes, Breslau*

*) *Der Vorzugspreis wird den Abonnenten des „Archivs für Frauenkunde", der „Monographien" und bei Bezug von 4 verschiedenen Heften der Sammlung gewährt.*

Die Preise der hier angezeigten Bücher, die die Jahreszahl 1931 oder eine frühere tragen, ermäßigen sich um 10 Prozent.

CURT KABITZSCH / VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

Monographien zur Frauenkunde und Konstitutionsforschung

Nr. 10: **Wider die Minderwertigkeit.** Die Vorbedingung für Deutschlands Gesundung. Skizzen zur Völkerpathologie. Von Gen.-Arzt Dr. **F. Buttersack,** Göttingen. VIII, 81 Seiten. 1926. Gr.-8°.
RM 3.75, Vorzugspreis*) RM 3.—

Nr. 11: **Sozialhygienische Probleme in der Gynäkologie und Geburtshilfe.** Ein Beitrag zur Sozialgynäkologie. Von Dr. **Albert Niedermeyer,** Görlitz. VII, 143 Seiten. 1927. Gr.-8°. RM 7.50, Vorzugspreis*) RM 6.—

Nr. 12: **Konstitution und Charakter.** Bearbeitet von Prof. Dr. **G. Ewald,** Erlangen; Dr. med. et phil. **K. Hildebrandt,** Berlin-Wittenau; Dr. **M. Hirsch,** Berlin, Prof. Dr. **H. Hoffmann,** Tübingen; Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **F. Kraus,** Berlin; Priv.-Doz. Dr. **A. Kronfeld,** Berlin; Prof. Dr. **E. Utitz,** Halle. Herausgegeben von Dr. **Max Hirsch,** Berlin. IV, 107 Seiten. 1928. Gr.-8°. RM 5.50, Vorzugspreis*) RM 4.40

Münchener medizinische Wochenschrift: Es handelt sich um die Wiedergabe von Vorträgen, die über Konstitution und Charakter in zwei Sitzungen der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung in Berlin gehalten worden sind. Die Vortragsfolge ist sowohl durch die Stellungnahme zur ganzen einschlägigen Problematik verdienstvoll als auch besonders interessant dadurch, daß die Mehrzahl der Redner Eigenes aus ihrem besonderen Forschungsgebiet zu geben vermögen. *Eugen Kahn, München*

Nr. 13: **Frauensport und Frauenkörper.** Von Dr. **Stephan Westmann,** Berlin. III, 56 Seiten. 1930. Gr.-8°. RM 4.—, Vorzugspreis*) RM 3.40

Hygienischer Wegweiser: Endlich kommt der Widerstand gegen den heutigen Wettkampfbetrieb der Frauen auch von fachkundiger ärztlicher Seite! Das Buch ist dringend allen Frauensportwarten, Sportärzten, Turnwarten, Jugendamtsleitern, Leitern der Ämter für Leibesübungen usw. zu empfehlen. *Dr. Neubert*

Nr. 14: **Zur Psychopathologie der Frauenbewegung** von Dr. **Anton Schücker,** Dresden. III, 51 Seiten mit 1 Kurve im Text. 1931. Gr.-8°.
RM 3.75, Vorzugspreis*) RM 3.20

Schweizerische Medizinische Wochenschrift: Alle Ärzte, die sich für diese Probleme interessieren, sollten zu dieser bedeutenden und wichtigen Broschüre greifen, die Einblicke vermittelt, die bis jetzt zweifellos zu wenig gewürdigt wurden. Ob man mit ihm einig gehen will oder nicht, ist gleichgültig, sein Buch bedeutet eine Tat und verdient es, beachtet zu werden. *Hüssy*

Nr. 15: **Mutterschaftsfürsorge.** Kritische Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen, praktischen Einrichtungen und gesetzgeberischen Maßnahmen. **Grundlegung der Sozialgynäkologie** von Dr. **Max Hirsch,** Berlin. VI, 218 Seiten mit 3 Kurven im Text. 1931. Gr.-8°.
RM 13.50, Vorzugspreis*) RM 11.50

Deutsche Medizinische Wochenschrift: Für die Erörterung der Mutterschaftsfürsorge ist wohl niemand besser geeignet als Max Hirsch. Er hat sich mit dem Gegenstand über 20 Jahre beschäftigt und dabei viel grundlegende Einzelarbeit geleistet. Ich betrachte es als meine Aufgabe als Referent, einige markante Stellen der vortrefflichen Ausführung herauszuheben, um allen Ärzten Lust zu machen, das ganze Buch zu studieren.

Nr. 16: **Über Eheberatung** von Dr. **Hans Nevermann,** Hamburg. IV, 94 Seiten mit 2 graphischen Darstellungen. 1931. Gr.-8°.
RM 6.50, Vorzugspreis*) RM 5.50

Berichte über die gesamte Gynäkologie: Zu einem Zeitpunkt, zu dem überall über Einrichtung von Eheberatungsstellen verhandelt wird, kommt die Schrift von Nevermann sehr willkommen. Vor allem ist sie zu begrüßen, weil sie erschöpfend die Frage behandelt ohne weitschweifend zu sein. Das Buch muß jeder, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, überhaupt jeder Arzt, kennen. *Dietrich*

Nr. 17: **Die Behaarung des Menschen** von Dr. **Oskar F. Scheuer,** Wien. Eine sexual- und konstitutions-wissenschaftliche Abhandlung. VI, 94 Seiten mit 17 Textabbild. 1933. Gr.-8°. RM 6.—, Vorzugspreis*) RM 5.—

*) *Der Vorzugspreis wird den Abonnenten des „Archivs für Frauenkunde", der „Monographien" und bei Bezug von 4 verschiedenen Heften der Sammlung gewährt.*

Die Preise der hier angezeigten Bücher, die die Jahreszahl 1931 oder eine frühere tragen, ermäßigen sich um 10 Prozent.

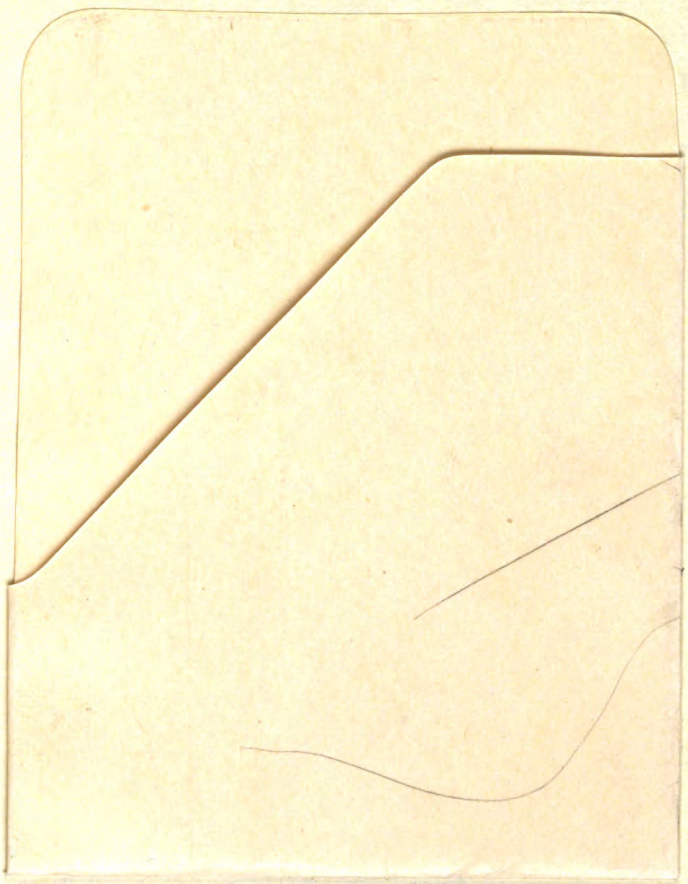
CURT KABITZSCH / VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

53
76



Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils no.17
304 M75
Monographien zur frauenkunde und konstit
3 1951 002 248 650 G

Das Weib
in anthropo[illegible] und sozialer Beachtung

Von **Oskar Schultze.** 3. umgearbeitete und ergänzte Aufl., bearbeitet von Dr. **Max Hirsch,** Berlin. IV, 112 S. m. 23 Abb. u. 13 graphischen Darstellungen i. Text. 1928. Gr.-8°. **K.**

RM 3.60, abzgl. 10% Notnachlaß RM 3.2

Zentralblatt für Gynäkologie: Dieses Buch bringt die Grundlagen der Frauenkunde. Es gestaltet das Weib als Gattungswesen in somatischer und sexualbiologischer Kennzeichnung und leitet aus dieser Kenntnis, unter Abschätzung des Kulturmilieus, jenen sozialen Betätigungskreis ab, in den die Frau dank ihren Anlagen und Aufgaben hineingehört. Das Buch wird einem von verschiedensten Seiten kommenden Interesse für alle diese Fragen in geschickter Weise gerecht. Es liest sich leicht und anregend und wird in weitesten Kreisen Beachtung finden. *B. Ottow, Berlin.*

Der Geruch

Ein Handbuch für die Gebiete der Psychologie, Physiologie, Zoologie, Botanik, Chemie, Physik, Neurologie, Ethnologie, Sprachwissenschaft, Literatur, Ästhetik und Kulturgeschichte. Von Prof. Dr. **Hans Henning,** Danzig. 2., gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. VI, 434 S. mit 14 Abbild. im Text. 1924. Gr.-8°. RM 13.—, geb. RM 15.— abzgl. 10% Notnachlaß = RM 11.70, geb. RM 13.50

Münchener Medizinische Wochenschrift: Das Buch bringt eine erstaunliche Fülle von Material und ist eine Fundgrube für jeden, der sich mit dem Geruchsinn beschäftigt, ganz besonders auch für Medizinhistoriker, Ethnologen und Kulturhistoriker. Nicht bloß auf psychologischem, sondern auch auf physiologischem Gebiet bringt Verf. eigene Gedanken und viele Versuche. Auf Einzelheiten kann nicht eingegangen werden, es muß genügen, auf das inhaltsreiche Buch hinzuweisen. *Kerschensteiner.*

Die Wechselwirkungen der Blutdrüsen

Von **Erich Leschke,** a. o. Professor der inneren Medizin an der Universität Berlin. VIII, 71 Seiten mit 1 Abb. im Text. 1933. Gr.-8°. **K.**

Kart. RM 5.50

Professor Leschke behandelt die wechselseitigen Beziehungen dieser Drüsen untereinander und zeigt, daß die Mehrzahl der Blutdrüsenerkrankungen als durch diese Wechselbeziehungen bedingt anzusehen sind. Ihre Kenntnis hat aber nicht allein wissenschaftliches Interesse, sondern ist zugleich einer der wichtigsten Schlüssel zum Verständnis der Biologie und Pathologie der individuellen Persönlichkeit.

Innere Sekretion

Probleme der Blutdrüsen und Verjüngung. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. **C. Thomalla,** Berlin-Charlottenburg. IV, 107 S. mit 20 Abb. im Text. 1925. **K.** RM 3.—, geb. RM 4.— abzgl. 10% Notnachlaß RM 2.70, geb. RM 3.60

(Bildet: **Ärztliche Ratschläge,** Belehrung und Aufklärung in verständlicher Form. Nr. 15.)

Zentralblatt für Haut- und Geschlechtskrankheiten: Verf. behandelt in klarer und gemeinverständlicher Form die Probleme der inneren Sekretion, wodurch auch dem Nichtfachmann ein Einblick in dieses so wichtige Gebiet der Medizin gewährt wird. Das Büchlein gibt dem Laien einen Überblick über die wichtigsten Fragen sowie über ihre Bedeutung und ihre Auswirkungen für die Menschheit, wobei besonders die Keimdrüsenfrage und das Verjüngungsproblem eingehend behandelt werden. *Bruno Peiser, Berlin.*

Die mit K bezeichneten Werke erschienen in der Verlagsabteilung Curt Kabitzsch

---

JOHANN AMBROSIUS BARTH / VERLAG / LEIPZIG

MINITEX
Minnesota Library Access Center
9ZAR03D01S01TNY
Digitized by Google

Offizin Ha[illegible]